

Dr. Dorit Urd Feddersen-Petersen

Hunde- psychologie

»... the scientist does not study nature because it is useful; he studies it because he delights in it, and he delights in it because it is beautiful. If nature were not beautiful, it would not be worth knowing, and if nature were not worth knowing, life would not be worth living.«

Henri Poincare, as quoted by Lorimer 1999, p. 24

Dr. Dorit Urd Feddersen-Petersen

Hunde- psychologie

Sozialverhalten und Wesen,
Emotionen und Individualität

Mit Filmen zum
Hundeverhalten auf DVD

KOSMOS

Gewidmet Konrad Lorenz und Bernhard Hassenstein mit Dank für ihr bleibendes wissenschaftliches Wirken, ihre stete Neugierde, Begeisterungsfähigkeit und Kreativität über Fachgrenzen hinaus, sowie ihre humane Gesinnung.

Impressum

Umschlag von eStudio Calamar unter Verwendung von Aufnahmen von Oliver Giel (Vorderseite), und Malte Klana (Autorenfoto).

Mit 556 Abbildungen: 374 Farbfotos, 1 Schwarzweißfoto, 39 Illustrationen, 90 Grafiken und 52 Sonagramme.

Alle Abbildungen von der Autorin außer:
 Archiv Institut für Haustierkunde: S. 44 links, 45 oben, 54; Archiv Konrad Lorenz: Seite 16; Prof. Dr. Herwart Bohlken: S. 79 unten; Irene Dürre: Seite 142, 168, 173 unten; Sabine Fries (Kapitelkennfoto); Eva-Maria Meyer: Seite 256 oben links, 300 (5, 6); Eva-Maria Meyer/Dr. Jutta Redlich: S. 113; Simone Nowak: S. 211 oben rechts, 287 unten, 308 unten; Dr. Walter Poduschka: S. 11; Dr. Jutta Redlich: S. 35, 36 links, 75 oben, 79 oben, 82; 92, 105, 111 links, 114 unten, 116 links oben und unten, 117, 118 oben, Mitte, unten links, 119 rechts, 120 oben und unten links, 123, 124, 179, 184 unten, 185, 186, 188, 193, 211 links oben, Mitte und unten, 214, 215, 224, 227, 231 oben und Mitte, 232, 234, 259 (2,4), 260, 261, 262, 263, 264, 265 links, 266, 268, 272, 275 oben, 276, 277 unten, 282, 284, 286 (1, 3), 292 oben, 314, 324, 328, 375; Dr. Christine Schleifenbaum: S. 84; Dr. Kathrin Umlauf: S. 173 oben; Thomas Wendt: S. 42, 122, 200.

Unser gesamtes lieferbares Programm und viele weitere Informationen zu unseren Büchern, Spielen, Experimentierkästen, DVDs, Autoren und Aktivitäten finden Sie unter **kosmos.de**

Alle Angaben in diesem Buch erfolgen nach bestem Wissen und Gewissen. Sorgfalt bei der Umsetzung ist indes dennoch geboten. Der Verlag und die Autorin übernehmen keinerlei Haftung für Personen-, Sach- oder Vermögensschäden, die aus der Anwendung der vorgestellten Materialien und Methoden entstehen könnten.

PDF der 5. Auflage

© 2013, Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co. KG, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-440-14275-2

Redaktion: Angela Beck

Gestaltung: TypoDesign, Kist

Produktion: Eva Schmidt

Inhaltsverzeichnis



10	Einleitung	47	Verhaltensforschung an Kreuzungen
10	Vorwort von Prof. Dr. Dr. h.c. Bernhard Hassenstein	47	Die Ausgangsarten
11	Vorwort von Prof. Dr. Dr. h.c. Konrad Lorenz zur 1. Auflage	53	Kreuzungsergebnisse des Kieler Instituts für Haustierrunde
13	Einführung in die erste Ausgabe 1986	53	Innerartliche Kreuzungen
15	Zur Neuausgabe und ihren Anliegen	63	Zwischenartliche Kreuzungen
25	Die Abstammung der Haushunde vom Wolf	69	Hybriden zwischen Haushund und Wolf und Anmerkungen zu »Gehegewölfen«
25	Wölfe oder Goldschakale, das war einmal die Frage	69	Wölfe versus Haushunde – Bestandsaufnahme und Vergleich
26	Von Hunderassen und »Hundearten«	74	Gehegeuntersuchungen an Wölfen
27	Wolf und Schakal als Stammväter der Haushunde?		
28	Die natürliche Fortpflanzungsgemeinschaft		
29	Ansichten im Wandel		
30	Der heutige Kenntnisstand		
30	Domestikation oder Co-Evolution von Mensch und Hund?		
32	Wie der Wolf zum Hund werden konnte		
33	Warum der Wolf zum Hund wurde		
38	Die soziale Struktur in der Hominiden-Evolution	77	Am Anfang sind Gefühle und Intuition
39	Haben Haustiere den Status einer Unterart?		
44	Wildhunde – Haushunde	91	Ausdrucksverhalten und Kommunikation
44	Haushunde verstehen heißt Wildhunde kennen	91	Von der Interaktion zur Kommunikation
44	Beziehung Wolf/Hund und Kojote/Schakal/Hund	95	Lernen ist komplex
47	Einige Ergebnisse anatomischer Vergleiche	97	Kommunikationsprozesse
		99	Kommunikation, Wissenschaft und klinische Ethologie



- 102 ▶ Zur Kommunikation Mensch-Hund
- 103 ▶ Entwicklung der Kommunikation
- 104 ▶ Kommunikation und soziales Verhalten
- 106 ▶ Ein Fazit
- 108 ▶ Hunde verstehen
- 108 ▶ Optisches Ausdrucksverhalten
- 124 ▶ Rutenkupieren bei Hunden aus ethologischer Sicht
- 125 ▶ Akustische Kommunikation, Lautäußerungsverhalten
- 136 ▶ Ergebnisse zum Bellen
- 146 ▶ Kommunikation über das Bellen
- 160 ▶ Die Funktionen der Belllaute bei Haushunden
- 163 ▶ Ergebnisse über weitere Laute
- 171 ▶ Lautäußerungen der Rassen im Vergleich
- 172 ▶ Korrelieren vergrößerte Mimik und verfeinerte Kommunikation?
- 178 ▶ Olfaktorische Kommunikation
- 192 ▶ Taktiles Kommunizieren



- 194 ▶ **Verhundlichen und Vermenschlichen – gegenseitiges Kommunikationslernen**
- 199 ▶ Verhundlichung des Menschen versus Vermenschlichung des Hundes

- 203 ▶ Zusammen arbeiten, zusammen leben, Fairness
- 204 ▶ Sozialverhalten von Menschen und Hunden
- 204 ▶ Evolutionäre Ursprünge
- 205 ▶ Wölfisches Sozialverhalten



- 207 ▶ Menschliches Sozialverhalten
- 209 ▶ Wölfe und menschliches Sozialverhalten
- 212 ▶ Kommunikative Fähigkeiten
- 213 ▶ Ein »Sinn für Fairness«?

214 ▶ **Verhaltensentwicklung**

- 214 ▶ Geburt
- 219 ▶ Geburtsphasen
- 221 ▶ Variationen der Geburtsdauer
- 222 ▶ Wurfgrößen
- 222 ▶ Verhalten nach dem Werfen
- 224 ▶ Welpensterblichkeit
- 224 ▶ Im funktionellen Umfeld der Mutter
- 227 ▶ Welpenverhalten in der Gruppe
- 228 ▶ Verhalten von Wildcanidenwelpen
- 228 ▶ Das Verhalten der Mütterhündin
- 229 ▶ Verhaltensauffälligkeiten der Hündin
- 229 ▶ Interaktionen zwischen Mutterhündin und Welpen
- 230 ▶ Das komplexe Sozialverhalten von Wölfen und Hunden
- 230 ▶ Hundeverhalten ist nie vom Menschenverhalten ableitbar zu interpretieren

- 230 ▶ Soziale Kommunikation muss gelernt werden 266
- 236 ▶ **Die Welpenentwicklung** 266
- 237 ▶ Phasen beim Siberian Husky 270
- 238 ▶ Entwicklungsphasen und ihre Anforderungen an die hundliche Umwelt 273
- 240 ▶ Stammesgeschichtliche Bedeutung sensitiver Phasen 273
- 242 ▶ Entwicklungsphasen heute 282
- 245 ▶ Resümee der wichtigsten Erkenntnisse zur Sozialisationsphase 288
- 249 ▶ Das Kieler Projekt zur Verhaltensentwicklung von Wölfen und Haushunden 290
- 249 ▶ Rassespezifische Unterschiede in der Entwicklung
- 251 ▶ Die typische Hundeentwicklung gibt es nicht
- 258 ▶ Sozio-Infantile Verhaltensweisen



- 258 ▶ Futterbetteln, aktive Unterwerfung 309
- 259 ▶ Passive Unterwerfung 310
- 361 ▶ Die Eingliederung des Jung Hundes in den Sozialverband Familie 329
- 262 ▶ Belohnung und Bestrafung? 338
- 263 ▶ Erste Spielversuche
- 265 ▶ Distanzvergrößerung zwischen Mutterhündin und Welpen
- 265 ▶ Die Bindung an den Menschen 342

Das Spielverhalten von Wölfen und Hunden

- 266 ▶ Bemerkungen und neue Erkenntnisse zum hundlichen Spiel
- 270 ▶ Warum spielen Tiere?
- 273 ▶ Wie spielen Tiere?
- 273 ▶ Spielformen
- 282 ▶ Schnauzenzärtlichkeiten
- 288 ▶ Resümee
- 290 ▶ Unser Kenntnisstand heute



Zur Biologie der Aggression

- 294 ▶ Zur Theorie des Droh- und Kampfverhaltens heute
- 295 ▶ Aggressive Kommunikation
- 296 ▶ Zusammen arbeiten, zusammen leben
- 297 ▶ Konflikte lösen
- 301 ▶ Rangordnungsverhalten

Schäferhunde und Wölfe – ein Verhaltensvergleich

- 308 ▶ Datenauswertung
- 309 ▶ Ergebnisse Teil 1: Schäferhunde
- 310 ▶ Ergebnisse Teil 2: Schäferhunde und Wölfe im Vergleich

Soziale Organisation bei Wölfen und Hunden

- 342 ▶ **Stress bei Hunden**
- 342 ▶ Stress als Stimulus

- 344 ▶ Akuter und chronischer Stress
- 346 ▶ Psychosozialer und soziophysischer Stress
- 349 ▶ Erlernte Hilflosigkeit
- 349 ▶ Schlußfolgerungen
- 350 ▶ Beispiele aus der Praxis der Blindenführhundausbildung

- 353 ▶ **Verhalten sich Hunde »moralisch«?**
- 353 ▶ Überlegungen zur »tierlichen Moral«
- 354 ▶ Verstehen Hunde unsere Gefühle?
- 356 ▶ Haben Hunde eine Seele?
- 359 ▶ Haben Hunde ein »Gewissen«?



- 362 ▶ **Gefühle von Hunden und ihre Tierschutzrelevanz**
- 363 ▶ Schmerzen
- 364 ▶ Schäden
- 364 ▶ Leiden
- 365 ▶ Erheblichkeit der negativen Empfindungen
- 368 ▶ Schlußfolgerungen
- 369 ▶ Achten wir die Würde der Tiere?

- 371 ▶ **Über die Intelligenz der Hunde**
- 376 ▶ Tierlicher Intelligenzbegriff im Wandel
- 377 ▶ Beispiel für ein Abwägen verschiedener Handlungsmöglichkeiten

- 377 ▶ Einige Überlegungen zur tierlichen Individualität

- 379 ▶ **Erfahrungsbedingtes Verhalten des Hundes**
- 380 ▶ Bedingte Appetenz
- 382 ▶ Bedingte Aktion
- 382 ▶ Bedingte Aversion
- 383 ▶ Bedingte Hemmung
- 386 ▶ Angstbeschwichtigung als Belohnung und Verhaltensziel
- 387 ▶ Soziales Lernen, Beobachtungslernen
- 388 ▶ Sensible Phasen und prägungsähnliche Lernprozesse
- 389 ▶ Spielen und Lernen
- 390 ▶ Abstraktion
- 390 ▶ Einsichtiges Verhalten
- 391 ▶ Zur Lernkapazität von Hunden
- 394 ▶ Gedächtnis
- 395 ▶ Extinktion
- 395 ▶ Erkunden, Neugier, Spielen
- 397 ▶ Haben Hunde einen sechsten Sinn?
- 401 ▶ Gibt es unter Hunden ein »Gruppedächtnis«?
- 405 ▶ Lernen unter Stressbedingungen
- 406 ▶ Zusammenfassung



- 408 ▶ **Hund und Mensch – das Problem der Angleichung an die eigene Art**
- 408 ▶ Zur Verständigung zwischen Mensch und Hund
- 410 ▶ Der Hund als »Ersatzmensch«

- 414 ▶ **Bemerkungen zur
Ausbildung von Hunden**
415 ▶ Ethologie und Tierschutz
416 ▶ Anforderungen des Tierschutz-
gesetzes



- 424 ▶ **Unsere ambivalente
Einstellung zum Haustier
Hund**

- 428 ▶ **Normverhalten versus
Verhaltensstörungen**
428 ▶ Ermittlung des Normalverhal-
tens von Hunden
428 ▶ Codex ethicus et ethologus
canis
430 ▶ Verhaltensstörungen

- 433 ▶ **Als die Aggressivität von
Haushunden zur »Gefähr-
lichkeit« wurde**

- 437 ▶ Aggression als allgemeine
Verteidigung
437 ▶ Angriffsbereitschaft gegen
Beutetiere
438 ▶ Aggression bei Ausweglosig-
keit
438 ▶ Aggression gegen Ge-
schlechtsrivalen
439 ▶ Aggression bei der Territo-
riumsverteidigung

- 439 ▶ Aggressivität als »Machtprobe«
439 ▶ Gruppenaggression
440 ▶ Aggressivität aus Frustration
440 ▶ Stufen der Eskalation
451 ▶ Adäquate und inadäquate
Aggression
444 ▶ Das Unglück in Hamburg
445 ▶ Ausblick

- 447 ▶ **Das Wesen des Hundes und
seine Überprüfbarkeit**

- 449 ▶ Verhaltenstest zur Einschätzung
möglicher Gefährdung
450 ▶ Verhaltenstest für Tierheimhunde
451 ▶ Niedersächsischer Wesenstest
452 ▶ Ergebnisse eigener Wesenstests

- 455 ▶ **Über die unterschiedlichen
Umweltansprüche von
Hunderassen**



- 458 ▶ **Schlussgedanken**
458 ▶ Zur ersten Ausgabe 1986
458 ▶ Zur Neuauflage

- 462 ▶ **Service**
462 ▶ Danksagung
464 ▶ Glossar
476 ▶ Literatur
494 ▶ Register



Einleitung

10

Vorwort von Bernhard Hassenstein

13

11

Vorwort von Konrad Lorenz

15

Einführung in die erste Ausgabe 1986

Zur Neuausgabe und ihrem Anliegen

Vorwort von Prof. Dr. Dr. h.c. Bernhard Hassenstein

Die Rassen des Haushundes sind in ihrer Gestalt und ihrem Verhalten untereinander dermaßen unterschiedlich, dass – siehe das Vorwort zur ersten Auflage – nicht einmal ein so überragender Tierbeobachter wie Konrad Lorenz es sich anfangs vorstellen konnte, in allen von ihnen kreise das Blut nur eines einzigen Wildtier-Vorfahrens, des Wolfes. Und doch ist es so, wie wir heute sicher wissen. Das aber besagt, von einer anderen Seite her betrachtet: Es gibt wohl keinen Prozess der Haustierwerdung, der so voller Rätsel und damit Herausforderungen für die Forschung ist, wie die Wege vom Wolf zu den so unterschiedlichen Hunderassen. Und diese Wege sind nicht nur wie bei anderen Haustieren rein degenerativ zugunsten einer einzelnen geforderten Leistung, sondern sie ließen auch produktiv Neues im Dienste hochdifferenzierter Beziehungen zum Menschen entstehen.

Wem darf man zutrauen, über die Wege der Verhaltens-Evolution vom Wolf zu den Hunderassen Gültiges herauszuarbeiten? Jemand, der hier Erfolg haben will, muss eine beinahe unerreichbare Kombination von Bedingungen erfüllen: Erfahrungen aus unmittelbarer Anschauung sowohl vom natürlichen Verhalten des Wolfes, als auch

von den Verhaltenseigenheiten möglichst vieler Hunderassen.

Über eine solche profunde Erfahrungsbasis verfügt die Autorin dieses Buches: Frau Dr. Dorit Feddersen-Petersen ist »doppelt qualifiziert« als Tierärztin und als Biologin. Ihre wichtigsten Erfahrungen schöpft sie besonders aus zwei jahrzehntelangen Versuchsreihen, die wohl auf der Welt einzig dastehen: In der ersten Phase ihres Forscherlebens versuchte sie, und es gelang ihr, ungewöhnliche Bastarde zu züchten: Innerartliche zwischen Pudeln und Wölfen, außerartliche zwischen Pudeln und Schakalen. Ein Urerlebnis – vielleicht das wichtigste – war für sie bei den Artbastarden das Auseinanderfallen der Anteile der sozialen Gebärdensprache und Lautgebung: Die Rudelgenossen verstanden sich gegenseitig nicht, reagierten nicht sinnvoll auf die gegenseitigen Signale. Daraus ergab sich die Unfähigkeit zum sozial ausgewogenen Sozialverband, wie er beim Wolf die Regel ist.

In der zweiten, nun auch schon jahrzehntelang währenden Forschungsphase beobachtet Frau Dr. Feddersen-Petersen einerseits Wölfe, andererseits verschiedene Hunderassen, die in kleinen Rudeln von übereinstimmender Zusammensetzung leben – also in einer Situation, die für Wölfe ihrer natürlichen Lebensform nahe kommt, die für

Haushunde aber – seit vielen Jahrtausenden Sozialgefährten des Menschen – untypisch geworden ist. Hier offenbarten sich darum – auf andere Weise nicht erkennbar – bei den Hunderassen unterschiedliche Verluste »wölfischer« Gebärden und Lautgebungen, dabei aber auch produktive Neuentwicklungen, beispielsweise in einer neuartigen Differenzierung der Bell-Laute.

Von all diesen ungewöhnlichen Erfahrungen lebt das Buch »Hundepsychologie«; aber zwei weitere, davon ganz unabhängige Quellen kommen hinzu: Zum einen sind es die Zeichnungen von Verhaltenssituationen, vielfach von größerer Prägnanz als bestgelungene Fotografien, und von einem dermaßen eigenen Stil, das jedes Blatt sofort als ein Werk dieser »Wissenschaftler-Künstlerin« erkennbar ist. Zum anderen ist es ihr öffentlicher politischer Einsatz: Voller Zorn verwirft sie viele Formen der heute üblichen Mensch-Hund-Beziehungen und dabei auch die unreifen und wissenschaftlich unbegründeten Reaktionen der Behörden auf die gefährlichen, teils tödlichen Unfälle von Kindern mit Hunden.

Der Titel des Buches »Hundepsychologie« ist umfassend. Aber unsere Kenntnis vom Haushund ist derzeit schon so reichhaltig, andererseits durch neue Forschungen so sehr im Wandel begriffen, dass verschiedene Buchabschnitte sinnvollerweise ganz unterschiedlichen Charakter tragen. Manche sind rein sachlich informierend, so die Beschreibung der Verhaltensunterschiede zwischen den Rassen. In anderen Passagen des Buches kann man das Fortschreiten der wissenschaftlichen Forschung bis in die Details hinein miterleben. Aber auch wer sich emotional mit den heutigen Unvollkommenheiten der Mensch-Hund-Beziehungen auseinandersetzen will, kommt in bestimmten Buchanteilen voll auf seine Kosten.

Dem informierenden und engagierten Buch möge voller Erfolg beschieden sein!

Bernhard Hassenstein
Freiburg im Breisgau 2003

Vorwort von Prof. Dr. Dr. h.c. Konrad Lorenz zur 1. Auflage

Der Mensch ist ein Wesen in einer höchst gefährlichen Lage. Seine Naturwissenschaft ist im Begriffe zu versagen, wie die Bücher von Pietschmann, Chargaff und auch Lord Snow andeuten, die alle meinen, die Naturwissenschaft führe immer weiter vom Menschen weg, vom Kleinen zum immer Kleineren, so dass diese Leute schließlich an der Erkenntnisfähigkeit des Menschen völlig verzweifeln.



Ein Besuch in Altenberg bei Konrad Lorenz

Solche Denker übersehen, dass es in unserer Welt auch Lebewesen gibt, die einer ganz schlichten menschlichen Erkenntnis zugänglich sind. Der Ankauf eines gesunden Hundes und die leichte Arbeit, seine Freundschaft zu erwerben, bilden ein sicheres Heilmittel gegen die moderne erkenntnistheoretische Verzweiflung. Nicht alle großen Philosophen haben die Tatsache gesehen, dass

wir Menschen ganz sicherlich nicht die einzigen mit Empfindung und subjektivem Erleben begabten Wesen sind. Zwar sind nicht alle guten Denker der Anschauung des »Solipsismus«, d.h. der Annahme, dass ich allein existent sei, alles andere aber nur Träume seien, aber sie haben sämtlich die Existenz von Mitlebewesen als etwas Selbstverständliches unbesprochen beiseite geschoben, obwohl sie doch von deren Existenz nur durch die, ach so verachteten, Sinnesorgane Kenntnis besaßen. Es war Karl Bühler, der in seiner grundlegenden Arbeit über die »Du-Evidenz« lehrte, dass diese ebenso real sei wie irgendwelche axiomatischen Gesetze, die nicht bezweifelt werden dürfen, wenn das Menschenwesen nicht in die Brüche gehen soll.

Unbegreiflich viele Denker übersehen, dass es zwischen Mensch und anorganischer Schöpfung auch unzählige Wesen gibt, die nicht nur wie Mitmenschen einem schlichten, gefühlsmäßigen Verständnis zugänglich sind, sondern auch den Methoden sogenannter wissenschaftlicher Analyse. Für diese sind sie keineswegs unerforschliches Geheimnis, sondern, wie bereits unsere gegenwärtige Forschung klar kundtut, nur wegen ihrer eigenen Komplikation schwer zu ergründen. Zwischen Lebewesen, die verhältnismäßig leicht mit den Methoden der Ethologie erforschbar sind, wie einfache »niedrigere« Organismen, gähnt eine weite Kluft bis hinauf zu jenen, die wegen ihrer Komplikationshöhe und, kurz gesagt, ihrer Menschenähnlichkeit, unserem gefühlsmäßigen Erfassen weit eher zugänglich sind als unserer ethologischen Forschung. Es ist daher durchaus legitim, wie Dorit Feddersen-Petersen es tut, eine Psychologie des Haushundes zu schreiben, in der sie vom Psychologischen ausgeht und von der ethologischen Methode vorläufig absieht.

Zu dem Schreiben eines Buches über die Psychologie des Haushundes ist die Autorin in besonderer Weise befähigt, und zwar hat ein früherer Irrtum des Vorwortschreibers sie zur Berichtigung angeregt. Ich hatte aufgrund einer recht oberflächlichen Informierung den Goldschakal (*Canis aureus*) für den wichtigsten Ahnen des Haushundes gehalten. Die Autorin widerlegte diesen Irrtum, indem sie sowohl Wolf und Pudel als auch Schakal und Pudel kreuzte und die Bastardnatur der letzteren eindeutig nachwies. Sie zeigte, indem sie gewissermaßen mit Hilfe Mendelscher Aufspaltung die eigentlichen Hundeeigenschaften hervortreten ließ, in besonders klarer Weise, wieso gerade der Hund in die Sozietät von Menschen passte. Dabei ist die Autorin fern von typologischem Denken, sie zeigt besonders anschaulich, dass ein Hund keineswegs »der« Hund ist und der Typus eine potenzielle Möglichkeit von ganz verschiedenen Merkmalen in sich schließt. Dieses Spektrum des »Phänotypus«, d.h., die von den Erbmerkmalen umschlossenen Fähigkeiten, ist beim Wolf, und erst recht beim Haushund, weit größer als beim nicht sozialen Wildhund, bei dem eine Rollenverteilung im gemeinsamen Jagen des Rudels nicht nötig ist.

Die Autorin kennt alle Wurzeln des Hundeverhaltens, die bis weit in die seiner wölfischen Ahnen hinunterreichen. Sie kennt aber auch den menschlichen modernen Städter, und sie kennt diejenigen seiner Eigenschaften, die ein vernünftig behandelter Hund erfüllen kann. Sie spricht ohne jede falsche Sentimentalität über das Innenleben des Hundes, wobei sie den Begriff der »Seele« ebenso vermeidet wie der Schreiber dieser Zeilen. Sie spricht aus reicher Erfahrung über die Beziehungen zwischen dem Menschen und dem Hund, vor allem auch über die Ursachen von

Fehlleistungen. Den Neurosen der Haushunde ist ein besonderes Kapitel gewidmet. Mit besonderer Vorsicht und sehr großer Sachkenntnis ist das Kapitel über seelisches Erleben, über die Frage nach subjektiven Erlebnisqualitäten des Hundes behandelt. Die Autorin kann gar nicht umhin, Herrn und Hund als eine Einheit zu besprechen. Je mehr verschiedenartige Interessen an unseren Hunden dieses Buch zu wecken in der Lage ist, desto mehr Segen wird es stiften.

Konrad Lorenz
Altenburg 1986

Ich bin der Ansicht, dass wir eine tiefsinnige und nachdenkliche Verhaltensforschung benötigen, um den Leuten aufzeigen zu können, was sie Nichtmenschen antun, und ihnen ihre moralische und ethische Verpflichtung den Tieren gegenüber bewusst zu machen.

Marc Bekoff 1997

Einführung in die erste Ausgabe 1986

Viel ist über den Hund geschrieben worden, ist er doch weit mehr als unser beliebtestes Haustier, erzüchtet in erstaunlicher Variabilität, was die nahezu 400 verschiedenen Hunderassen dokumentieren.

Es sind die psychischen Eigenschaften des Hundes, die seine ganz besondere Beziehung zum Menschen, seinen hohen ideellen Wert bewirkt haben. So wird immer wieder die erstaunliche »Treue« des Hundes gerühmt, und seine »Anhänglichkeit« Menschen gegenüber ist Inhalt vieler Berichte und Erzählungen. Auch seine besonderen Leistungen, basierend auf »Klugheit«, ja vielleicht sogar »Voraussicht«, werden oft und gerne herausgestellt. Nur selten sieht man ihn objektiv, den liebs-

ten Hausgenossen, den besten Jagdbegleiter, den Züchterstolz oder »Sportsfreund« – weshalb auch, man liebt ihn eben, seinen Hund. Fatal ist nur, dass dieser dabei leider oft nicht Hund bleiben darf: Wir »verstehen« ihn ja nur zu gut, denn er ist uns so ähnlich, reagiert auf unsere Stimmungen und verhält sich doch geradezu »menschlich«. Meint man.

Es gibt kaum ein anderes Lebewesen, das so häufig und so gründlich missverstanden wurde und wird wie der Hund. In ihn werden Wünsche und Hoffnungen projiziert, er soll die unterschiedlichsten Lücken füllen im Sozialbereich seines Menschen, kurz, er wird mehr oder minder gründlich vermenschlicht. Und das geschieht mit steigender Tendenz in einer zunehmend beziehungsarmen, technisierten Umwelt. Das ist die eine Seite. Unsere Gesellschaft (in der Hunde manchmal eine größere Lobby haben als Kinder; Hunde in der Menschenrolle, versteht sich) ist andererseits dazu übergegangen, gerade den Hund in unglaublicher Weise zu versachlichen. Hunde werden gekauft, verschenkt, benutzt und verworfen. Denn häufig sollen sie nur niedlich sein, kurzzeitig, zu bestimmten Anlässen. Oder sie müssen »funktionieren«, im Wettbewerb, dem hunde-sportlichen Treiben, Menschen Pokale liefern, Vereinsfunktionären und ehrgeizigen Hundezüchtern und Hundehaltern zu gesellschaftlichem Ansehen und Erfolgen verhelfen.

Vergessen wird, dass Hunde Lebewesen sind, hochkomplizierte dazu, die Bedürfnisse haben und irgendwann einmal ausgewachsen sind. Es ist überaus erschreckend, wie schnell und offenbar einfach einstmals »vielgeliebte« Wesen abgeschoben, vergessen und durch neue ersetzt werden – alles ist käuflich und so vieles lästig in einer Überflusgesellschaft. Hierhin gehört

auch der unselbige Wunsch nach »Exotik«: ausgefallene Rassen stehen hoch im Kurs. Leider wird dabei in Kauf genommen, dass die Bedürfnisse gerade solcher Tiere oft nicht erfüllt werden können. Am Rande sei vermerkt, dass der Wunsch nach ausgefallenen Rassen so weit gehen kann, dass genetische Defekte bei Hunden »Rasseeigenart« werden und »dazugehören«. Im Vereinswesen wird »problematischen«, sog. erfolglosen Hunden gegenüber in aller Regel kaum Aufmerksamkeit geschenkt, der Erfolg ist das Ziel des Handelns. Hunde, die dem Zuchtziel nicht entsprechen, im Aussehen wie im Verhalten, werden abgegeben.

Neben diesen beiden Extremformen menschlicher Beziehung zum Hund, der übersteigerten Liebe bei Vermenschlichung einerseits sowie der Versachlichung des Hundes als Spielzeug oder Renommierobjekt andererseits, gibt es eine dritte, nicht minder überzogene Form: den ausgeprägten Hundehass. Gleichgültige Ablehnung dem Hund gegenüber ist eher selten anzutreffen. Glaubt man jüngsten Zeitungsberichten und Umfrageergebnissen, so scheinen die Hundehasser auf dem Vormarsch zu sein. Aufgestachelt durch Presseberichte, die Unfälle durch Hunde sehr emotional und polemisch schildern, verteufeln sie speziell eine bestimmte Rasse als »Kindesmörder« und fordern deren Abschaffung. Andere lehnen die Hundehaltung in Großstädten generell ab, indem sie auf die fortschreitende Verschmutzung von Gehsteigen und Anlagen verweisen.

Natürlich werden auch ungestörte, beglückende Mensch-Hund- und tiergerechte Hund-Mensch-Beziehungen gelebt, doch ist nicht zu übersehen, dass dieses so lang währende wie bewährte Zusammenleben mit unserem ältesten Haustier heute in vielfältiger Weise gestört ist.

Eine »Hunde psychologie« muss sich auch mit dem Menschen befassen, der als Kumpan, als Überhund sozusagen großen Einfluss auf Entwicklung und Verhalten seines vierbeinigen Partners hat. Der alte Ausspruch »Wie der Herr, so's Gescherr« birgt Wahrheit in sich. Bis zu einem gewissen Grade ist ein Hund so »gut« oder »schlecht«, so »normal« oder »neurotisch« wie sein Mensch ... Neben dem sozialen Umfeld spielt das Erbgut des Hundes eine große Rolle für sein Verhalten. Leider gibt es Hunde, deren Verhalten auch bei sachkundigster Behandlung gestört ist. Hier sind die Hundezüchter aufgerufen. Dieses Buch soll dazu beitragen, die biologischen Grundlagen des Hundeverhaltens verständlich zu machen und auf diese Weise Hundefreunden wie -gegnern die Psyche dieser komplizierten, empfindsamen Lebewesen objektiv näher zu bringen. Es will weder Verhaltensregeln aufstellen noch erziehen, vielmehr hundekundiger machen, damit die existierenden Probleme im Zusammenleben mit dem Hund emotionsloser gesehen, besser verstanden und so einer Lösung zugänglicher gemacht werden können.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Wenn im folgenden von »dem Hund« die Rede sein wird, so ist das nie verallgemeinernd gedacht – Hund ist nicht gleich Hund und Rasse nicht gleich Rasse. Auch innerhalb einer Rasse gibt es große individuelle Unterschiede und kein genormtes Verhalten.

Dieses Buch soll in Bild und Wort hilfreich sein, Sozialverhalten unter Hunden in seinen facettenreichen Variationen kennen zu lernen. Ganz so einfach ist auch ihr Ausdrucksverhalten nicht, es gibt zahllose situative Variationen und Änderungen durch eine unterschiedliche Jugendentwicklung. Zudem unterscheiden sich die vielen Rassen, die ja aufgrund ihres teilweise extrem

unterschiedlichen Aussehens und der damit einhergehenden Ausdruckseinbuße Reduktionen in Mimik, Gestik und Körperausdruck aufweisen. Und auch Rassen mit ähnlich anmutenden Ausdrucksmöglichkeiten fallen durch ein variables Verhalten selbst in diesem Bereich auf, der am ehesten als genetisch determiniert anzusehen ist. Grundsätzlich jedoch gibt es etliche Übereinstimmungen.

Der Leitgedanke für die besonders detaillierte Erarbeitung des Ausdrucksverhaltens liegt in der Vermittlung des Wiedererkennungseffekts: »Das macht mein Hund auch so – und ich hielt es für gefährlich und half ihm ...« – vielleicht in Situationen, die erst durch das Eingreifen problematisch für ihn wurden.

Kennt der Hundehalter die angeborenen Rituale hundlichen Umgangs miteinander, die ja grundsätzlich sehr ähnlich oder gleich sind, in Feinheiten jedoch von Rasse zu Rasse variieren können, weiß er zudem um ihre Funktionen, so kann er auch decodieren, was sein Hund von anderen Hunden oder von ihm will. Ritualisierte Missverständnisse zwischen Hund und Mensch werden sich nicht entwickeln und die Voraussetzungen für eine entspannte Beziehung sind gegeben.

Denn natürlich verhundlichen Hunde den menschlichen Sozialkumpan. Und besinnen wir uns dann auf unser eigenes, recht reichhaltiges Ausdrucksverhalten, das Hunde genau beachten und kennen, ob es uns nun bewusst ist oder nicht, dann gibt es eine Fülle stimmlicher, optischer oder taktiler Reize bzw. deren Kombinationen, die wir mit ganz bestimmten Situationen und/oder hundlichen Verhaltensweisen assoziieren können, damit der Hund unser Anliegen an ihn verstehen lernt.

Diese Verständigung ist nicht allein tiergerecht, da sie auf angeborenen An-

teilen des hundlichen Sozialverhaltens basiert und sich des hundlichen Lernverhaltens bedient, sie ist auch deshalb so effektiv. Erleichternd kommt beim Hund, dem Sozialkumpan des Menschen, einem besonderen Haustier, das sehr enge Beziehungen zum Menschen entwickelt, hinzu, dass er eine ausgeprägte Affinität zum Menschen wohl auf genetischer Basis entwickelte, in dem langen Zeitraum der Domestikation.

Zur Neuausgabe und ihrem Anliegen

Ein Jahr nach meiner Dissertation über Puschas, Pudel-Goldschakal-Bastarde, schrieb mir Konrad Lorenz. Ich liebe diesen Brief noch heute sehr, selbst geschrieben auf einer antiqueschen Schreibmaschine, die alle »e's« leicht hochversetzt druckte, versehen mit handschriftlichen Änderungen. Lorenz lobte die Arbeit, was mich natürlich maßlos freute. Mein Briefwechsel mit ihm riss bis zu seinem Tode nicht ab und ich besuchte ihn auch einige Male. Er hob damals heraus, dass die »Spaltungen von Verhaltensfolgen und die Neukombinationen der Elemente der Elternarten bei den Hybriden« ihn überrascht hätten. Zumal in der dargestellten Vielfalt. Kennzeichnend für ihn war wohl folgender Satz, der den Neugierigen, Suchenden, den herausragenden Wissenschaftler charakterisiert, der keine Probleme mit geübten Irrtümern hat, nicht störrisch »an lieb gewordenen Ergebnissen, wenn sie denn falsch sind« festhielt: »Sie verkennen die Tatsache: *ich* bin Ihnen dankbar, ein anständiger Mensch muss immer dankbar sein, wenn ihm ein wissenschaftlicher Irrtum in überzeugender Weise korrigiert wird ...« (Lorenz, pers. Schreiben 1980). Ja, ein anständiger Mensch. Menschlichkeit einerseits und gesell-



Konrad Lorenz mit seinen Hunden im Garten in Altenberg Anfang der 80er Jahre

schaftliches Ansehen und Macht andererseits pflegen leider immer wieder zu dissoziieren. Bei Konrad Lorenz, der sich ganz selbstverständlich dem wissenschaftlichen Nachwuchs widmete, erlebte ich das nicht so. Zudem lernte ich seinen herrlich hintergründigen Humor kennen. Dass Humor mit geistiger Beweglichkeit und Güte zu tun hat, ist ja bekannt.

Ich traf Lorenz noch im Mekka der Ethologen, im Max-Planck-Institut in Seewiesen. Da waren sie, die weltberühmten Graugänse mit dem Ganter namens Neugrün, die vom Himmel zu fallen schienen, wenn Lorenz sein »Koom, koom« rief, den Futtereimer in der Hand. Da waren sie, die lebenden Beweise der frühkindlichen Prägung,

die langen Hälse elegant gebogen in drohender Koggenhaltung, immer bereit zum Flügelnkampf mit dem Nachbaranterich um die Gunst der lebenslangen Eehälfte. Ein Paradies des Lebens und der Erkenntnisse im schlicht kantischen Sinne. Man wandelte umher, verirrt, beglückt, wo das Erforschte mit Händen zu greifen schien an jedem Halm der Wiese, wenn auch gänsebekotet. Und abends sammelten wir uns um Konrad Lorenz vor dem Aquarium, seinen Worten lauschend im Qualm der gebogenen Pfeife. Nie werde ich diese Bilder vergessen, die Worte des Mannes, der erzählte von dem, was er gesehen, erfahren, gedacht hatte in einem langen Leben an der Seite seiner Gänse, der augenbrauen-zupfenden Raben, auch der Hunde. Wenn Lorenz es nicht hörte, ging der Spruch um: Konrad, der hat Jünger – Niko (Tinbergen), der hat Schüler. Ganz stimmte es nicht, das Diktum, doch beinahe. Für mich traf beides nicht zu, ich war kein Jünger und kein Schüler, dennoch hat mich das Erlebte fasziniert, »geprägt«, mag sein, ich war 20 Jahre alt und studierte – kontrastierend – Tiermedizin ...

Im übrigen zwang Lorenz mich geradezu, mit meiner feinfummeligen Tierzeichnerie fortzufahren, eher unbeliebt im Kollegium, da als »nicht notwendig wissenschaftlich« erachtet:

»Im Augenblick danke ich Ihnen für die wundervollen Federzeichnungen! Ich wünschte, ich könnte Gänse so zeichnen. Die dichtstrichige Federzeichnung ist nämlich billig zu reproduzieren, kein Verlag protestiert gegen sie, und gleichzeitig ist sie so schön wie eine Grafik« (Lorenz, pers. Schreiben 1987). Ich zitiere dieses Lob nicht, um vermeintliche Leistungen meinerseits herauszustellen, vielmehr Konrad Lorenz' liebenswürdige wie ausgeprägt humorvolle Persönlichkeit ein wenig zu verdichten. » ... wenn Sie weiter die

Möglichkeit haben, die Puschas zu bearbeiten, so wäre es vom ethologischen Standpunkt ein geradezu traumhaft schönes Ziel ... Das haben wir wiederholt mit Vögeln probiert, und es ist nie anständig gegangen ...« (Lorenz, pers. Schreiben 1986).

»Ich habe so herzliche Sympathie mit Ihrer Weigerung, eine Hunde-Ethologie zu schreiben, sondern eine Psychologie im herkömmlichen Sinne. Die Gänse sind ein glückliches Objekt, als sie gewissermaßen die jüngste Komplikationsgrenze eines Tieres darstellen, das man noch einigermaßen ethologisch bearbeiten kann. Aber bei Ihren Puschas haben Sie festen Grund unter den Füßen. Wenn ich Sie irgend ermutigen kann, Ihnen zum kühnen Anfangen einer großen Lebensaufgabe raten darf, so versuchen Sie die Mendelsche Aufspaltung von AAM und Instinktbeziehung bei höheren Mischlingsgenerationen. Hoffentlich geht es, und hoffentlich sind die Verhaltensmerkmale nicht polyfaktoriell verankert. Wenn es nicht geht, sieht man es ja in wenigen Jahren. Aufhören kann man immer.« (Lorenz, pers. Schreiben 1980). Nun, um es kurz zu machen, »es ging nicht«. Die Bastarde zeigten ab der 3. Generation ihre herabgesetzte Fertilität und ihre Verhaltensmerkmale entwickelten sich auf eindeutig polyfaktorieller Basis. So kam ich zur Ethologie des Haushundes, stets vergleichend mit dem wölfischen Verhalten, bei vergleichbarer Rudelhaltung von Wölfen und Hunden verschiedener Rassezugehörigkeit, zur Domestikationsforschung am sog. Tiermodell Wölfe-Haushunde, »ethologisch eingereicht« in die spannenden, vielfältigen Arbeitsbereiche zu Wild- und Haustierarten am Institut für Haustierkunde. Zur psychologischen und psychobiologischen Ebene kehrte ich jedoch immer wieder zurück, nach einigen Irrläufen – und das sog. Tiermodell »Wolf-

Hund« hat uns viele interessante und auch einige ganz neue Erkenntnisse gebracht. »Es ging!« Konrad Lorenz schrieb mir »... dennoch wage ich nicht, eine Hunde-Ethologie zu schreiben, weil sie mir einfach zu kompliziert sind« (pers. Schreiben 1988). Dem kann ich nach weit über 20 Jahren ethologischer Forschung an Wölfen und Haushunden nur zustimmen. Zudem leben Hunde mit Menschen, dieses in nicht selten sehr intensiver Beziehung, die hundliches Verhalten einer Analyse schwer zugänglich macht. Forschungsansätze werden durch etliche unbekannte Faktoren erschwert. Forscher müssen zusätzlich mit persönlichen Erschwernissen rechnen: Funktionärstum, finanzielle Aspekte der Arbeit mit Hunden wie solche der Selbstdarstellung über Wölfe und Hunde waren mir damals völlig fremd (fern liegen sie mir noch heute, aber ich weiß, dass ein Jeder, der über Caniden arbeitet, stets zumindest in ihre Ausläufer involviert wird...). Ich war nur eines: hochbegeistert, über Wölfe und Hunde verhaltensbiologisch arbeiten zu dürfen – und das bin ich überwiegend noch heute. Im Umgang mit Vereinsfunktionären und gewissen Berufsgruppen wurde ich jedoch sehr vorsichtig.

»... und halte ihr Hundebuch, gerade weil es sich an die Psychologie hält und keine Ethologie sein will, für ein wahrhaft vielversprechendes Unterfangen« (pers. Brief Lorenz, 1985).

Herausstellen möchte ich den Weitblick Konrad Lorenz', der bereits in seinem Vorwort auf die »Komplikationshöhe« bzw. »Menschenähnlichkeit« von Säugetieren, wie den Hundartigen, verweist, die ethologische Forschungen erschweren mögen, weil sie unserem gefühlsmäßigen Erfassen so sehr zugänglich sind.

Die verhaltensbiologische Forschung hat unter den sozialen Caniden insbe-

sondere die Haushunde lange Zeit recht stiefmütterlich behandelt. Die Säugtierethologie insgesamt lag lange nicht so recht im Trend. Auch Forschungen sind Modeströmungen unterworfen.

Wie Lorenz auch hier prophezeite, ging und geht man vom Kleineren zum Kleinsten – die sog. organismische Zoologie trat und tritt zunehmend in den Hintergrund. Dieses scheint erfreulicherweise dennoch kein durchgängiger Prozess zu sein, wenn auch ein weit verbreiteter. Marc Bekoff, der sich in breitangelegten Studien mit Funktionen des Spielverhaltens und mit kognitiven Prozessen (tierlicher Intelligenz) befasst und sich den Emotionen von Tieren widmet und dort, wo andere schwiegen, über kreative wissenschaftliche Ansätze erstaunliche Erkenntnisse erwarb, hat immer wieder auf die Dringlichkeit des verhaltensbiologischen Arbeitens gerade mit sozialen Caniden verwiesen (Koyoten, Wölfen und Haushunden), wenn es etwa um die Analyse der Mensch-Tier-Beziehung oder auch die menschliche Sozialisation geht.

Ein Stückchen des Weges zurückgedacht, komme ich zu Bernhard Hassenstein, der mich zum Kolloquiumsvortrag nach Freiburg einlud. Da war ich noch nicht promoviert und voll der berechtigten Sorge, nicht zu genügen. Viel wichtiger als die Vortragserfahrungen war, einen großen Zoologen kennen lernen zu dürfen, der Studenten zu sich nach Hause einlud, mit denen er bis in die Nacht hinein diskutierte. Ich war beeindruckt von Hassensteins Begeisterungsfähigkeit und malte mit zittriger Hand einen völlig missglückten Schalkkopf auf seinen »Besucher-Lampenschirm«, der Tierzeichnungen und Sprüche von Erich von Holst, Lorenz, Tinbergen u.v.a. enthielt. Ich blieb damals drei Tage als Gast beim Ehepaar Hassenstein, wir diskutierten, erwan-

dernten die Freiburger Umgebung – und Bernhard Hassenstein vergaß meinetwegen beinahe eine Promotion, exakt gesagt, er verspätete sich ... Die Ermunterung, über die Beziehung zwischen Hunden und Menschen zu arbeiten, kam von ihm. Wir haben später in diesem Bereich noch einige Male zusammengearbeitet. Der zweite prägende Wissenschaftler war ganz anders als der erste und doch ähnelten sich Hassenstein und Lorenz in ihrer Offenheit und dem fehlenden Dünkel. Den brauchten sie ja nun auch wirklich nicht.

Wissenschaftliche Untersuchungen der Mensch-Tier-Beziehung gibt es ja erst einige Jahrzehnte, wobei überwiegend Theorien aus der Humanpsychologie herangezogen wurden als Erklärung für bestimmte Effekte und Charakteristika dieser Art einer Beziehung. All diese Konzepte und Modelle (human-object-attachment z.B., Wilson 1984) sind kaum geeignet, die Vielfalt der interaktiven Prozesse zwischen Mensch und Tier auch nur annähernd befriedigend zu erklären.

Zusätzlich existiert immer noch ein Mangel an quantitativen Daten, der mehr als »ausgeglichen« wird durch eine Vielzahl unbewiesener Spekulationen. Das Tradieren »ethologischer Geschichten« über Hunde stand und steht der wissenschaftlichen Untersuchung immer wieder im Wege und schadete ihrem Ansehen. Wissenschaftliches Arbeiten an Wölfen und Hunden passt für viele Naturwissenschaftler auch heute nur schwer bis gar nicht zusammen. Über Hunde weiß ein jeder einfach alles! Hier grassieren Selbstüberschätzung und Ignoranz in erstaunlicher Eintracht. Auch die Verhaltensbiologie ist leider eine Forschungsrichtung, die für etliche fachfremde Wissenschaftler als wenig seriös empfunden, als »nebenbei zu betreiben« erachtet wurde

und wird. Etliche Laien sehen das ähnlich, Verhaltensforscher wird man aus Neigung – und das gilt doch verstärkt, wenn das zu erforschende Wesen ein Hund ist, zunächst einmal der eigene! Wolf Herre, der Gründer des Instituts für Haustierkunde, der meine Dissertation betreute, sagte mir treffend, als ich in Kiel mit der Pusch-Arbeit begann: »Frau sein und nach dem Studium der Tiermedizin in ein zoologisches Institut kommen, das reicht Ihnen wohl noch nicht, Verhaltensbiologie und Hunde müssen das Desaster komplettieren ...«.

Hunde sind in der Tat Haustiere besonderer Art, da etliche Rassen oder Populationen intime Sozialpartner des Menschen seit Zehntausenden von Jahren sind. Die einzigartige Mensch-Hund-Beziehung, in deren Verlauf etliche Rassen sukzessive den Menschenkumpan dem Artgenossen vorzogen, begann vor einigen 10.000 Jahren. Diesem Phänomen liegen etliche Faktoren zugrunde, es gibt eine Fülle Hypothesen wie schlichte Spekulationen (S. 29).

Eint Menschen und Hunde so etwas wie ein »Sinn für Fairness« (Bekoff 2001) oder »ist Menschlichkeit hündisch« (Schleidt 2001), lernte gar der Mensch die ihn (im Grunde) kennzeichnende Humanität vom Partner Hund?

Fairness scheint typisch für soziale Caniden, so ist sie etwa Voraussetzung für ihr ausgefeiltes Sozialspiel auf hohem Niveau (S. 205, 266 ff), und individuelle Hundartige bzw. ganze Gruppen wären ohne soziale Spiele mit Rollentausch bei eigener Benachteiligung (»self-handicapping«) sozial im Nachteil. Das Spiel der Kojoten und Goldschakale, der weniger sozialen Caniden, ist von anderer Art (qualitativ wie quantitativ). Sie bilden keine Rudel, sind weniger sozial anpassungsfähig und flexibel. Über Ausnahmen wird zu reden sein. Fairness ist adaptiv, sie hilft Tie-

ren, in ihrer spezifischen sozialen Umgebung zu überleben. Individuelle Caniden also profitieren durchaus von diesem Verhalten.

Soziale Caniden sind zweifelsohne durch einen »übertriebenen Sozialitätsgrad« zu kennzeichnen, wie Lewin (1987) Reproduktionseinheiten, Interaktionen und soziale Kontakte *unter Menschen* bezeichnete. Wölfe zeigen etliche Parallelen zum menschlichen Sozialverhalten und Verhaltensänderungen der Haushunde im sozialen Bereich sind in Anpassung an das Leben mit Menschen zu sehen und zu verstehen.

Warum also keine sozialen Caniden untersuchen, um über das Sozialverhalten von Menschen zu lernen?

So kehre ich zurück zu Konrad Lorenz, der auf genau diese Analogie in seinem Vorwort zur 1. Auflage der Hundepsychologie verwies.

Zudem können Menschen über Hunde recht treffend charakterisiert werden, weil letztere sich in Anpassung an das Zusammenleben mit ihren Menschenpartnern durchaus typisch zu verändern pflegen. Der Hund als Indikator gewisser menschlicher Wesenszüge?

Es ist mit der Behaltenskraft des Menschen ja nun einmal so, dass kleine Geschichten haften wie Kleber. Ein Geschäftsführer war einst vom Hunde gebissen worden, nicht gefährlich, und nun litt die ganze Firma darunter, denn kein noch so artiger Hund, selbst nicht die Zwergpudeldame im Vorzimmer, durfte das Gelände betreten. Gebissen werden als Dauertrauma. Der Hund wird immer wieder zum Inbegriff projizierter Ängste und Sehnsüchte. Er muss es auf sich nehmen, dass Menschen so viel mehr und so Abwegiges in ihm sehen, ganz anderes als den tierlichen Begleiter, den ehemaligen Aasfresser (Restevertilger), das Soziallebewesen.

Forschung muss frei sein von gewünschter, gar diktiertem Anwendung, frei von Ideologien, vielmehr so objektiv wie machbar. So sind unsere vergleichenden ethologischen Arbeiten wie experimentellen Ansätze eindeutig der Grundlagenforschung zuzuordnen. Diese jedoch hat einen großen Anwendungswert. Wissen wir durch unsere Daten mehr über die Entwicklung möglichst vieler Individuen einer bestimmten Hunderasse, so können wir Aussagen treffen hinsichtlich der Mindestbedürfnisse für deren Aufzucht und Haltung. Nach der Datenerhebung dann spricht nichts gegen ihre Verwendung etwa für die appellative Ebene des Tierschutzes, denn Daten sind eine Voraussetzung, um über ein möglichst profundes Wissen Tiere zu schützen. So sei auch an dieser Stelle kurz auf unsere heutige Beziehung zu Hunden, unsere wie ihre Möglichkeiten des Zusammenlebens eingegangen.

Begonnen habe ich mit meiner Einführung von 1985, denn ihre Authentizität schockiert. Vor 17 Jahren bereits wurden Unfälle durch Hunde sehr emotional und polemisch geschildert, speziell eine bestimmte Rasse als »Kindestmörder« verteufelt und deren »Abschaffung« gefordert. Heute belastet eine politisch gewünschte Sicherheit, die nicht nur bezüglich der Tierhaltung, sondern für unser ganzes Leben utopisch ist, unsere Beziehung zum Hund. Prophylaktisch geforderte Sicherheit vor Hundebissen führte zu dem bundeslandintern äußerst heterogenen, jedoch stets restriktiven Verordnungschas mit unterschiedlichen Rasseindices, die Hunde benennen, deren Haltung erschwert bzw. deren Aussterben angestrebt wird. Weder dem geforderten Menschenschutz noch dem Tierschutz wurde damit gedient, vielmehr etlichen unbescholtenen Bürgern das Leben mit Hund erschwert oder verunmöglicht.

Verordnungen mit Rasselisten erwiesen sich (S. 444), wie von etlichen Fachleuten immer wieder in nahezu unerträglicher Stereotypie vorausgesagt, als höchst unsinnig und illegal, greifen nicht dort, wo es sinnvoll wäre, verstoßen zudem gegen höherrangiges Recht. Es lag damals, als die erste »Hundepsychologie« entstand, »in der Luft«, die Anfänge extremer Vermenschlichung des Hundes einerseits wie ihrer Versachlichung andererseits waren da. Im Jahre 2000 starb ein kleiner Junge, getötet von Hunden, die auf seinem Schulhof zu attackieren lernten, an Schaukeln, Bällen, die zu zerreißen waren, trainiert wurden an den sattsam bekannten »Utensilien« einer Szene, die über den Hundemissbrauch zu beeindrucken bemüht ist, eigene Sicherheit und mangelnde Anerkennung in der Gesellschaft durch Bedrohen anderer erhöht, ein eindeutig soziologisches Problem ... Die Hundehalter förderten die Angriffsbereitschaft ihrer Hunde, trainierten ihr Beißen. Auch in anderen Mensch-Hund-Gruppierungen geschieht so etwas, variiert, mit unterschiedlichen Zielen. Ungefährlich ist das nie, denn Menschen sind ehrgeizig und ihre Hundeliebe hört mitunter abrupt auf, wenn der Begleiter nicht »erfolgreich« ist, »nichts taugt«. Dann wird er ausgetauscht. Dieses kommt leider im Hundesport wie im Jagdhundewesen vor, glücklicherweise nicht regelmäßig.

Wölfe vermeiden tunlichst den Ernstkampf, gehen der eigenen Versehrtheit aus dem Wege. Hunde sind stets gemeinsam mit ihren Menschen zu betrachten, so haben diese »Haus- und Gesellschaftstiere« (Herre, mdl. Zitat) grundsätzlich auch die ihnen eigene »Freiheit« verloren. Das sollte nicht verschwiegen werden, ebensowenig wie das bekannte Schweigen bzw. zögerliche Vorgehen der in Kenntnis gesetzten

Behörden. Vom Einzeltier wurde vielmehr auf bestimmte, zumeist ausländische Rassen extrapoliert. Heute geht es immer wieder um »gefährliche Rassen«, die es nicht gibt, bzw. um »Kampfhunde«, die nicht gemeint sind. Der Begriff indes hat sich bereits verselbstständigt, ist etabliert. Die sog. Kampfhundeproblematik basiert auf einer Rassendefinition, die ihrer implizierten Kriterien entbehrt, frei nach dem so simplen wie falschen (und unbewiesenen) Motto: sehe ich einen Bullterrier, so sehe ich einen gefährlichen Hund. Bereits geringfügiges biologisches Basiswissen ließe nicht einmal den Gedanken aufkommen, dass sich Tiere, zumal so hoch entwickelte Säugetiere, bezüglich ihres sozialen Regulativs, des Aggressionsverhaltens, rassegebunden uniform verhielten. Die geforderten wissenschaftlichen Analysen sind bezüglich dieser Frage überflüssige Redundanzen. Die Folgen einer rassistisch geführten Diskussion und Rassenhysterie waren und sind Verstöße gegen geltendes Tierschutzrecht und die Verfolgung und Denunziation ihrer Halter erfüllen nicht selten Straftatsbestände und sind mit dem Grundgesetz unvereinbar. Dem Menschenschutz wurde und wird so wahrlich nicht gedient. Unfälle geschehen überwiegend Zuhause, durch den eigenen oder einen befreundeten Hund, wie mehrfach im Laufe der letzten zehn Jahre festgestellt wurde (Dog-Daze Training 1995, Overall 2001, Horisberger 2002). Die Wichtigkeit einer kundigen wie verantwortungsvollen Hundehaltung kann gar nicht oft genug herausgestellt werden. Der eigene Hund wird vermenschlicht betrachtet, ebenso behandelt und nie als mögliche Bedrohung gesehen. Die Problematik des ahnungslosen Hundehalters indes kann in der Tat zur Gefahr werden. Eine mögliche Gefährdung durch Hunde darf nicht die Existenz von Hunden und

deren Beziehung zum Menschen gefährden, vielmehr benötigen wir Wissensvermittlung in Theorie und Praxis, um diese einmalige Beziehung gar nicht erst zum Problem werden zu lassen. Wohlgermerkt: der Mensch ist das Problem, sein Fehlverhalten erzeugt Gefahrenmomente.

So sind uns die Tiere, die uns so besonders nah sind in ihrer ausgeprägten Soziabilität, fremd geworden? Es scheint so, sie werden vermenschlicht, als »Sportgerät« verbraucht, dienen immer wieder der Aufwertung oder Erweiterung des Egos, ein erschreckend menschen- wie tierverachtendes Verhalten liegt in einer zunehmenden Abkehr vom Menschen und den menschlichen Projektionen auf Hunde. Sogar zum Sexualobjekt werden sie erniedrigt, indem ihnen im aufgezwungenen Intimverkehr ein Wollen und Glückseligkeit unterstellt wird. Die Zoophilie (Sodomie wäre nach wie vor der richtige Ausdruck) wird den heutigen gesellschaftlichen Normen zunehmend eingepasst. Ein beißender Hund indes passt so gar nicht zum gewünschten »Menschen im Pelz«.

Diese Erwartungshaltung bedienen einige praktizierende Tierärzte, die betont Veterinär- oder Zoopsychiatrie betreiben, bei »Tieren, die störendes oder schädigendes Verhalten zeigen oder eine Gefahr für die Gesellschaft darstellen« (Dehasse 2002), verweisend auf den ökonomischen und zeitsparenden Prozess der Medikation in ihrer Behandlung, welche sich Modelle aus der Humanpsychiatrie »ausleiht«, um etwa Hunde an gewohnte, gewünschte Lebensbedingungen ihrer Menschen anzupassen. Die Intensivierung interdisziplinärer Grundlagenforschung also ist gefordert, um diesen bizarren wie aus meiner Sicht höchst tierschutzrelevanten Geschehnissen durch Fakten und Wissen entgegenzuwirken.

Gut geeignet erscheinen Hunde stets als Symbol für Kinder- und Tierliebe von Politikern ... Die Weltgeschichte »Mensch-Hund« sollte geschrieben werden.

Die Würde des Haustiers Hund, selbst das Mitempfinden seines Leidens, ist ein gutes Stück verloren gegangen, seitdem die Hysterie um »reißende Bestien« rechtlich »geregelt« und bürokratisch verwaltet wird mit dem illusionären Ziel der absoluten Sicherheit. An diesem Ziel arbeiten etliche Berufsgruppen, nicht ganz idealistisch, vielmehr mit zunehmender Mehrung ihrer eigenen vermeintlichen Bedeutung und bei recht gutem Verdienst. Sagen wir es so: wenn es in unserem Lande nicht mehr gestattet sein sollte, ohne Tests und Zeugnisse mit einem Hund zu leben, wenn selbst dieses Zusammensein peinlichst genau verwaltet wird, dann sollten wir uns sehr ernsthaft fragen, wen wir denn da bedienen? Es ist hinlänglich bekannt, dass etliche andere real existierende Gefährdungen hingegenommen, als zum Leben dazugehörig akzeptiert werden, so der Tod im Straßenverkehr. Konsequenzen für die Automobilindustrie hat diese Gefährdung nicht. Hunde scheinen insgesamt nicht mehr zu unserem Leben zu gehören, so will man uns weismachen. Wohlgermerkt »richtige Hunde«, ihre Abbilder werden akzeptiert.

Ich komme zu Konrad Lorenz zurück, eigentlich verließ ich ihn nicht, denn »soziale Sodomie« beklagte er in der Beziehung zu Hunden vor wohl einem halben Jahrhundert.

Verdrängt wird, dass Hunde, so wie alles Lebendige, zu ganz elementaren Erfahrungen verhelfen können, wenn man sich diesen denn aussetzt. Natürlich könnte das Gegenargument lauten, warum denn nicht die Augen verschließen vor allem Anderen und nur sein eigenes Leben leben. Weil anderes Leben

ein Recht hat, wahrgenommen zu werden, weil so zudem auch eine Form der Selbstwahrnehmung erfolgt. Wir können nicht so tun, als lebten wir alleine und autark auf dieser Welt. Diese Selbsttäuschung ist auf Dauer unhaltbar. »Die Menschheit hat indes so gelebt, als wäre sie alleine auf der Welt: Wälder mussten den Expansions- und Energiebedürfnissen der Industriegesellschaft weichen, Naturland wurde zugunsten von Haus- und Straßenbau vernichtet, Flüsse wurden in künstliche Bette verlegt und so weiter. Diese Technologie der Kolonialisierung der Erde hat den Menschen zum Herren der Erde gemacht, der mittlerweile recht einsam von seinem Thron herabblickt« (Brenner, 2002). Angenehmer ist unser Leben dadurch sicher nicht geworden. Die Kultur, die sich die Menschen gebaut haben, sind ihres Widerparts, den sie in der Natur fanden, verlustig geworden.

Sich auf Hunde einzulassen, sie wahrzunehmen, um zu ahnen, was ein Tier ist, bietet Menschen wie Tieren eine Chance: »Die Befreiung des Tieres ist zugleich die Befreiung des Menschen« (Singer 1979). Befreiung von der (An)Sicht des Menschen wäre hier gemeint.

Über Hunde, enge Sozialkumpane des Menschen, öffnet sich für uns die Chance, mit offenem Blick zu leben. Wir sollten hinsehen, nicht schamhaft und beschämend wegsehen. Wenn wir es noch schaffen können, anstatt auf oberflächliche Scheinlösungen für ein »sicheres Leben« zu hören, die Welt, in der wir leben, anzusehen, hinzusehen, was mit Tieren und Menschen um uns herum geschieht, so werden wir begreifen, dass ein Großteil unseres Lebens, so auch der Umgang mit Haustieren, *nicht länger hinnehmbar ist*. Wir benötigen ein neues Sehen anstelle des flüchtigen In-Augenschein-Nehmens. Unse-

re Kraft und unser Mut, anders zu leben, werden dann wohl größer sein.

Was Not tut, ist das Wiederfinden einer »normalen« Beziehung zum Hund, wohl zu allen Tieren und zu unseren Mitmenschen. Auf individuelle Störungen in der Mensch-Hund-Beziehung, die ja einen jeden Hund formen, sei verwiesen, da sie eine Hauptursache möglicher Gefährdung sind. Wie wir wissen, passieren die meisten Übergriffe durch Hunde (die so häufig gar nicht sind) dort, wo die Verordnungen so gar nicht greifen. Und schließlich blieb der Titel »Hundepsychologie« bewusst bestehen, da neben ethologischen Fakten auch und gerade Motivationen (Gesimmtheiten), Intentionen (Absichten) und Emotionen (Gefühle) thematisiert werden sollen. Es sei erwähnt, dass »Psychologie« genau genommen »Seelenlehre« heißt, sich aber der Begriff »Seele« in der Wissenschaft kaum finden lässt. Er wurde verdrängt durch einen anderen, das »Bewusstsein«. Mariam Stamp Dawkins (1994) verdanken wir die zunehmende Beschäftigung mit dem tierlichen Bewusstsein und den Umstand, dass heute Verhaltenshebungen zur objektiven Kennzeichnung dieses emotionalen Zustandes bei Tieren gehören: »Wenn wir die Gefühle anderer Lebewesen sicher erkennen wollen, tun wir ... gut daran, über bestimmtes, artspezifisches Verhalten hinauszuschauen – denn dieses kann es einer Art ausgesprochen schwer machen, eine andere zu verstehen – und uns allgemeineren Vorstellungen darüber zuzuwenden, was Gefühle sind, wie sie sich ausdrücken. Für uns ist einer der entscheidenden Aspekte einer Gefühlsregung, dass sie uns etwas bedeutet.« Donald Griffin befasst sich seit langem intensiv mit dem Bewusstsein von Tieren, als Zoologe und experimentell arbeitender Naturwissenschaftler (1981, 1984). Marc Bekoff (1997, 2000, 2002)

hat diesbezüglich viel über das Sozialspiel sozialer Caniden gearbeitet, auf etliche Indikatoren aus dem Gebiet der Freiwilligkeit bei Spielen und den typischen Rollenwechsel verwiesen und sich insgesamt auf eine »erweiterte Kommunikation«, ähnlich der »erweiterten Wahrnehmung« (Griffin 1984), sowie moralanaloge Verhaltensweisen gestützt.

Dieser Richtung will ich folgen, naturwissenschaftlich arbeitend, der Titel bleibt bewusst »Hundepsychologie«. In den 17 Jahren blieb die Grundlagenforschung an Wölfen und Hunden am Kieker Institut für Haustierkunde lebendig, erhielt etliche neue Impulse, erbrachte eine Vielzahl grundlegender Daten und ist heute trotz knapper Finanzmittel reger denn je.

Dem Anfang von 1986 folgt also nun so etwas wie mein Rechenschaftsbericht über eine wunderbare Arbeit, die uns ein gutes Stück weiter brachte. Teilbereiche waren dienlich im Streit für den Schutz der Tiere, im Sinne einer Grundlagenforschung mit hoher, tierschutzrelevanter Anwendung. Dieses wurde leider von anderen Disziplinen weit später oder »immer noch nicht« erkannt. Wissenschaftler wie Christiane Buchholtz, Beat Tschanz oder Rosemarie Schär, die sich dem wissenschaftlichen Tierschutz von Anbeginn mit der Prämisse ethologischer (physiologischer) Grundlagenforschung näherten, frei nach dem Motto »allein Wissen schützt Tiere«, verfolgen ähnliche Ansätze. Ethologische Grundlagenforschung an Haushunden hat ja einen sehr hohen Anwendungswert. Angewandt »von Anbeginn« sollte sie nicht sein, vielmehr solides wissenschaftliches Vorgehen an Haustieren praktizieren. Sie ist stets als tierschutzorientiert zu verstehen, hilft doch allein ein vertieftes und erweitertes Wissen, z.B. Hunden gerecht zu werden. Die wissen-

schaftliche Ebene ist, wie ausgeführt, jedoch stets von der appellativen und der politischen zu trennen. Sind Daten vorhanden, ist ihre gesellschaftliche Vermittlung, Nutzbarmachung wohl unumstritten.

Menschen und Tiere sind Teil derselben Welt, dieses sollten wir nie vergessen. Menschen und Tiere sind auf vielen Ebenen ganz tief miteinander verbunden. Wenn wir Tiere für unsere Interessen instrumentalisieren, sie aus kommerziellen Gründen oder zu unserer Belustigung »gebrauchen«, sie so vom Säugetier Mensch trennen und als den Menschen unterlegen ansehen, dann werden wir es sein, die einst die Tiere mehr vermissen als die überlebenden Tiere gerade uns.

Wir müssen erkennen, dass wir nicht nur ein integraler Bestandteil der Natur sind, sondern darüber hinaus noch eine einzigartige Verantwortung der Natur gegenüber haben.

Wir haben ein Tierschutzgesetz, das uns anweist, Tiere direkt zu schützen. Indirekter Tierschutz jedoch ist nach wie vor nicht selten. Immer wieder handeln wir anthropozentrisch (anthrop (griech.) = Mensch als solcher, Mann und Frau), sehen also den Menschen als zentralen Grund, wenn wir Tiere aus ureigenen menschlichen Interessen gut behandeln, nicht etwa, weil wir Mitgeschöpfe in ihnen sehen, die wir schützen wollen.

Ethischer Tierschutz gebietet, dass Hunde unter Wahrung des Wohlbefindensschutzes zu behandeln, so auch auszubilden sind. Wohlbefindensschutz umfasst neben dem Schutz des Tieres vor körperlichem Schmerz und vor Schäden auch Schutz vor Leiden, die ja psychische Korrelate umfassen, die das Empfinden ansprechen. Qualifizierte Ausbildung von Hunden etwa fordert vom Trainer ein umfassendes Wissen zur Ethologie.

Mit den Erfordernissen der Artgemäßheit und Verhaltensgerechtigkeit wollte der Gesetzgeber den Erkenntnissen der Verhaltensforschung in dem gebotenen Umfang Rechnung tragen. Eine höhere Berücksichtigung wissenschaftlicher Erkenntnisse gehört zu seinen Wesenszügen.

Nun sind Haustiere schwerlich »artgerecht« zu behandeln, auch »haustiergerecht« vermag nicht zu überzeugen. Gerade für Hunde, die in so großer Variabilität auftreten – man denke an eine Dogge und einen Chihuahua – und deren höchst unterschiedliches Verhalten, wäre »rassegerechte Behandlungen« zutreffender. Der Ausdruck »tiergerecht«, der sich auf ein Tier und dessen spezielle Verhaltensbedürfnisse in seinem ganz speziellen Wirklichkeitsausschnitt bezieht, ist vielleicht objektiver, da die Beurteilung sich auf ein spezielles Tier mit einer speziellen Verhaltensentwicklung und bestimmten Lebensumständen bezieht. Er soll im folgenden Anwendung finden.

So gilt es zu beurteilen, ob mir eine Hunde-Ethologie gelungen ist, neben der tierpsychologischen Betrachtungsweise. Wenn ja, dann wäre mir wohl, schon im Sinne des Konrad Lorenz, denn dann »wäre es gegangen«, ganz in seinem wohlmeinenden Sinne und nach seinen ebensolchen, gutmeinenden Wünschen.

»Something will have gone out of us as a people if we ever let the remaining wilderness be destroyed ... if we pollute the last clear air and dirty the last clean streams and push our paved roads through the last of the silence ... so that never again can we have the chance to see ourselves single, separate, vertical and individual in the world, part of the environment of trees and rocks and soil, brother to other animals, part of the natural world and competent to be belong in it.«

Wallace Stegner, Wilderness Letter, 1960

Die Abstammung der Haushunde vom Wolf



25	▶ Wölfe oder Goldschakale, das war einmal die Frage	30	▶ Der heutige Kenntnisstand
26	▶ Von Hunderassen und »Hundearten«	30	▶ Domestikation oder Co-Evolution von Mensch und Hund?
27	▶ Wolf und Schakal als Stammväter der Haushunde?	32	▶ Wie der Wolf zum Hund werden konnte
28	▶ Die natürliche Fortpflanzungsgemeinschaft	33	▶ Warum der Wolf zum Hund wurde
29	▶ Ansichten im Wandel	38	▶ Die soziale Struktur in der Hominiden-Evolution
		39	▶ Haben Haustiere den Status einer Unterart?

Wölfe oder Goldschakale, das war einmal die Frage

Als ich meine Doktorarbeit begann, Mitte der siebziger Jahre, ging es noch um die Abstammung der Haushunde – und Goldschakale (*Canis aureus* L.) standen als mögliche Stammart oder als eine der Stammarten für die Haushunde durchaus hoch im Kurs. Es war ja gerade Konrad Lorenz mit seinem so wunderbar erzählten Buch »So kam der Mensch auf den Hund«, der den Goldschakal als Stammart für die meisten Hunderassen postulierte, allein die Chows, die er selbst hielt, galten mit einigen anderen Rassen (Eskimo- und Samojedenhunde z.B.) als »lupusblütig«, der Rest war »aureusblütig«, ging seiner Meinung nach auf den Goldschakal zurück. In den frühen 80er Jahren dann sagte er mir einmal »Ja, wenn ich mir die Viecher doch angesehen hätte. Die sind ja völlig anders als Wölfe und Hunde«. Das sind sie in der Tat (S. 50).

Unbestritten war immer, dass Hunde Haustiere sind, die wilde Vorfahren

haben. Als Vorfahren kamen nur Vertreter der Gattung *Canis* in Frage; insbesondere der Wolf, *Canis lupus* L., und der Goldschakal, *Canis aureus* L., weiter der Kojote, *Canis latrans* Say.

Dennoch wusste man, dass die meisten Haustiere, die ja vom Menschen aus Wildarten gewonnen wurden, auf jeweils nur eine Stammart zurückzuführen sind (Herre und Röhrs, 1990). Es gibt somit keine »klassische« Haustierform, die zwei oder mehr Wildarten als Vorfahren hat. Nur mit dieser einen Wildart bilden die Haustiere jeweils eine natürliche Fortpflanzungsgemeinschaft und können fruchtbare Nachkommen erzielen. Durch dieses Fortpflanzungsverhalten dokumentieren bestimmte Wild- und bestimmte Haustiere die Zugehörigkeit zu einer Art. In der modernen Zoologie wird diese Zugehörigkeit zu einer natürlichen Fortpflanzungsgemeinschaft als grundsätzliches Artkennzeichen angesehen, dagegen bezog sich der Artbegriff historisch gesehen überwiegend auf gestaltliche Ähnlichkeit von Lebewesen.

Heute zeugen archäologische Fundstätten aus dem Mesolithikum davon, dass Hunde unbestritten die ersten Haustiere waren. Ihre Abstammung allein von Wölfen gilt als abgesichert durch genetische, ethologische wie morphologische (anatomische) Daten. Die Datierung bereitet im Übergangsfeld Wolf/Hund nach wie vor gewisse Probleme, da die Unterscheidung zwischen kleinen Wölfen und Haushunden im archäologischen Fundgut nach wie vor nicht so einfach ist (Savolainen et al. 2002). Aber bedenken wir: Panta Rhei, alles ist im Fluss, und der heutige wissenschaftliche Stand wird sich ändern. Auf dem Gebiet der Molekulargenetik tut sich vieles, möglicherweise warten etliche Überraschungen auf uns.

Dass die Domestikation des Hundes chronologisch vor der Entwicklung von Ackerbau und Viehzucht liegt und somit vor der Domestikation anderer klassischer Haustiere wie Schaf (*Ovis ammon* f. *aries*) oder Rind (*Bos primigenus* f. *taurus*) begann, ist seit Dekaden unstrittig (Benecke 1994). Neuere genetische Befunde (Tsuda et al. 1997, Vilà et al. 1997, Randi et al. 2000) verweisen übereinstimmend mit morphologischen, ethologischen und molekulargenetischen Befunden darauf, dass Wölfe und Hunde nah verwandt sind und untermauern die Wölfe als die einzigen Vorfahren des Haushundes.

Hunde zeigen eine hohe Variabilität auch bezüglich ihres Verhaltens, sie sind eingepasst in die ökologische Nische des Hausstandes (Herre & Röhrs 1990), werden dort heute (wie vordem bereits in anderen Hochkulturen) ausgesprochen anthropomorph behandelt bzw. instrumentalisiert, um etwa menschlicher Eitelkeit zu dienen, und etliche Rassen sind weit entfernt davon, Bewältigungsstrategien für diese ökologische Nische zu finden – morphologische Extremformen bestimmter Rassen

bereiten zudem Schmerzen oder ein herabgesetztes Wohlbefinden.

Intraspezifische Variationen und der beginnende Domestikationswandel im Übergangsfeld zwischen Wildart und Haustierform erschweren die Aussagen zur möglichen Stammart einer jeden Haustierart. Haushunde wurden so zunächst als eigene Art der Gattung *Canis* betrachtet; sie erhielten den wissenschaftlichen Namen *Canis familiaris* Linnaeus, 1758. Ein über den Rücken gekrümmter Schwanz wurde von Linnaeus als wesentlicher Unterschied anderen Wildcaniden gegenüber genannt. Diese Auffassung, die auch heute mitunter noch vertreten wird, vernachlässigt die vielen Möglichkeiten der Schwanzhaltung mit Signalcharakter bei Wölfen, anderen nah verwandten Wildcaniden und Haushunden und wird auch der hohen Variabilität der typischen »Ruhehaltungen« des Schwanzes bei verschiedenen Hunderassen bzw. -formen nicht gerecht. Eine Domestikationsveränderung ist zur Kennzeichnung einer besonderen Art ungeeignet. Angloamerikanische Wissenschaftler stellen dennoch nach wie vor den Haushund ohne nähere Begründung als Taxon mit Artrang in die Gruppe der Wölfe.

Von Hunderassen und »Hundearten«

Was man in früherer Zeit zu einer Art rechnete, musste also in möglichst vielen körperlichen Merkmalen übereinstimmen. Nun unterschieden und unterscheiden sich ja die vielen Hunderassen körperlich wesentlich voneinander – man denke nur an einen diesbezüglichen Vergleich des Berner Sennenhundes mit einem Dackel oder etwa einem Windspiel. Diese gestaltlichen Rasseunterschiede wurden frü-

her als Artunterschiede gewertet, so beschrieb man eine Vielzahl von »Hundearten«.

Diese vielen »Hundearten« wollte man nun auf mehrere wilde Stammen zurückführen. In Ausgrabungen wurden Schädelreste prähistorischer Haushunde gefunden, die ausgesprochen unterschiedlich in Form und Größe waren. Man verglich diese Schädel mit denen der modernen Hunderassen und stellte danach Stammbäume auf, welche Abstammung und verwandtschaftliche Beziehungen von Haushunden verdeutlichen sollten. So wurden im 19. Jahrhundert und um die Zeit der Jahrhundertwende die Hunderassen in Gruppen, die jeweils ähnlich aussahen, fünf verschiedenen Wildarten zugeordnet. Dabei übersah man, dass die Körpergröße eines Tieres einen starken Einfluss auf dessen Schädelbild hat. Bald schon stellte sich heraus, dass diese alten »Hundearten« nichts anderes als verschiedene Größenstufen innerhalb einer Art sein konnten. Die prähistorischen »Hundearten« waren nicht mehr aufrecht zu erhalten. Ein weiterer Fehler bestand übrigens darin, dass Unterschiede, die sich bereits in einigen Jahrzehnten entwickeln können, zur Kennzeichnung von »Arten« verwendet wurden.

Lange Zeit über galt diese von Studer (1901) propagierte Ansicht als allgemein gültige Erklärung der Abstammung der Haushunde. Dazu dienten Schädelmerkmale, auf deren Grundlage nach prähistorischem Fundgut später die Fülle der Haushundformen mehreren Stammarten zugeordnet wurde: für die Spitzartigen etwa *Canis palustris*, für Jagd- und Laufhunde *Canis intermedius*, für Schäferhunde *Canis matris-optimae*. Doggenartige sollten sich aus *Canis poutiatini* entwickelt haben und den Windhunden legte man *Canis leineri* zugrunde.

Wolf und Schakal als Stammväter der Haushunde?

Ein neuer Abschnitt wurde eingeleitet durch die Neuentdeckung der Mendelschen Regeln. Das war zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Es wurde bewiesen, dass Kreuzungen von Individuen zu neuen Merkmalen bei deren Nachkommen führen können.

Daraufhin versuchte man, die Verschiedenartigkeit der Hunderassen vielfach als Kreuzungsfolge meist zweier Wildarten zu erklären. Durch Kreuzung des Wolfes insbesondere mit dem Goldschakal sollten die vielen unterschiedlichen Hundetypen entstanden sein. Auch Einkreuzungen des Kojoten wurden ursächlich genannt. Zu diesem Zeitpunkt also erklärte man das so uneinheitliche Aussehen der Haushunde als Folge der Kreuzung ihrer vermeintlichen Stammarten. Diese Theorie hat sich insofern lange erhalten, als es immer wieder Autoren gab/gibt, die den Goldschakal als Wildform mindestens einiger Hunderassen nennen.

Auch Konrad Lorenz war, wie angeführt, ja zunächst dieser Meinung. Er beschrieb den Goldschakal als Stammform aller Hunderassen mit Ausnahme einiger weniger (z.B. Eskimo- und Samojedenhunde, Chow-Chows), für die er eine Einkreuzung von Wolfsblut an-

Europäische Wölfe, *Canis lupus lupus* L., im Tiergarten des Instituts für Haustierkunde





Goldschakal (*Canis aureus* L.) in Drohhaltung und heulender Kojote (*Canis latrans* SAY) im Tiergarten des Instituts

nahm. Insbesondere die Forschungsergebnisse des Kieler Instituts für Haustierkunde unter der Leitung von Wolf Herre, weiter die Verhaltensuntersuchungen des Lorenz-Schülers Alfred Seitz überzeugten ihn, dass allein der Wolf Ahn aller Hunde sein musste. Ein wichtiger Fakt dabei ist der, dass Kreuzungen zweier Arten bei höheren Wirbeltieren problematisch sind (Herre & Röhrs 1990). In freier Wildbahn kommt es ja auch normalerweise nicht dazu. Unter Gefangenschaftsbedingungen oder durch künstliche Besamung erzeugte Artbastarde höherer Wirbeltiere haben eines gemeinsam: in ihrer Anatomie, in verschiedenen Lebensvorgängen sowie verhaltensmäßig weisen sie Disharmonien auf – und sie sind unfruchtbar bzw. in ihrer Fruchtbarkeit herabgesetzt. Durch Kreuzungen verschiedener Wildarten kann demnach die Verschiedenartigkeit der Hunde

nicht erklärt werden, vielmehr ist davon auszugehen, dass alle Hunderassen auf eine Wildart zurückzuführen sind.

Die natürliche Fortpflanzungsgemeinschaft

Heute stützt man den Artbegriff nicht mehr auf einzelne Gestaltmerkmale, sondern rechnet das zu einer Art, was sich unter natürlichen Bedingungen »scharet und paaret«. Der biologische Artbegriff, der die natürliche Fortpflanzungsgemeinschaft bei freier Gattenwahl als grundsätzliches Artkennzeichen ansieht, hat sich durchgesetzt. Zieht man den biologischen Artbegriff für die Beurteilung der Hundeabstammung heran, ergibt sich Folgendes: Wolf und Goldschakal vermischen sich trotz gemeinsamer Wohnbereiche in freier Wildbahn nicht. Es sind zwei verschiedene Wildarten. Haushunde bilden auch in freier Wildbahn nur mit dem Wolf (selten mit dem Kojoten) eine Fortpflanzungsgemeinschaft. Es gibt zahlreiche Berichte über Wolf-Hund-Bastarde, die überall dort, wo Wohngebiete in den Lebensraum des Wolfes vorstoßen, wo Wolfspopulationen gestört werden, auftreten. Freiwillige Verpaarungen zwischen Schakalen und Hunden in Freiheit wurden dagegen nie beschrieben.

Morphologische, physiologische, biochemische, genetische und nicht zuletzt ethologische Befunde weisen also Hunden und Wölfen stets größere Übereinstimmungen zu als etwa Hunden und Goldschakalen oder Hunden und Kojoten. Dennoch wird mitunter noch heute der Goldschakal *Canis aureus* als Stammart zumindest einiger Haushunderassen genannt, wie auch der nordamerikanische Koyote *Canis latrans* Say, oder die Variabilität der Hunde wird auf Artbastardierungen dieser Caniden zurückgeführt. Konrad Lorenz

schrieb mir, »meine Ansicht, dass der Schakal der Ahne des Haushundes sei, begründete sich zunächst – jurare in verba magistris – auf die Meinung meines verehrten Lehrers O. Heinroth, der sich selten irrte, und zweitens darauf, dass meine alte Schäferhündin den Chow meines Freundes als fremdartig behandelte. Ein einziger Pudelschakal hätte mich wahrscheinlich überzeugt« (persönl. Brief 1987).

Die Einstufungen früher Haushunde als eigene Arten erfolgten in einer Zeit, in der ein typologisch starres Denken in der zoologischen Systematik die Bewertung von Gestalteigenarten bestimmte. Die fortschreitende allometrische Forschung (Körpergrößenunterschiede wirken sich tiefgreifend auf Körperproportionierungen u.a. aus) erbrachte zunehmend Argumente gegen die Studer'sche Theorie und benannte als alleinige ancestrale Spezies des heutigen Haushundes den Wolf, *Canis lupus* L. (Herre und Röhrs 1990).

Ansichten im Wandel

Es galt lange als gesichert, dass Wölfe wiederholt und zumeist unabhängig voneinander in verschiedenen Teilen ihres Verbreitungsgebietes domestiziert wurden: die Haushundwerdung erstreckte sich, so auch noch heute eine häufig anzutreffende Meinung, über einen relativ langen Zeitraum und war keine von ihren frühesten Ansätzen an kontinuierliche Entwicklung.

Die prähistorische Verbreitung des Wolfes umspannte einen Großteil der nördlichen Hemisphäre von Eurasien bis nach Nordamerika. Innerhalb dieser Verbreitungsareale beschrieben mehrere Autoren verschiedene Subspezies des Wolfes. Der Zeitpunkt der frühesten Angliederung des Wolfes an den Menschen und dessen ökologische Nische

des Hausstandes wird immer wieder kontrovers diskutiert, abhängig natürlich vom jeweiligen Forschungsstand. Die Zeitspanne reicht von ca. 40 000 Jahren bis zu 9 000 Jahren. Benecke (1994) spricht von einer Wolfszähmung vor ca. 40 000 Jahren und einer Verankerung des Wolfes in der Menschengemeinschaft um 13 000 bis 7 000 v. Chr. im Spätpaläolithikum bzw. Frühholozän.

In seiner Argumentation beruft er sich auf regelmäßige *Canis lupus*-Knochenfunde in der Nähe prähistorischer menschlicher Siedlungen. Die an diesen Funden beschriebenen kranialen Besonderheiten (Verkürzung des Gesichtsschädels, Anomalien der Prämolarenstellung) führte er auf eine Gefangenschaftshaltung von *Canis lupus* zurück. Als weiteres Unterscheidungsmerkmal zwischen Wölfen und frühen Haushunden wird eine Poly- bzw. Oligodontie (relativ mehr bzw. weniger Zähne) angeführt. Diese Merkmale sind auch bei heutigen Haushunden prominent ausgeprägt.

Ein Unterkieferfund, datiert auf ein Alter von ca. 14 000 Jahren, also aus dem Jungpaläolithikum, bei Bonn (Nobis 1986) konnte aufgrund dieser Merkmale einem Haushund zugeordnet werden.

Neuere molekulargenetische Befunde sprachen vor einigen Jahren für ein wesentlich längeres Existieren von Haushunden (100 000 Jahre und mehr, Vila et al. 1997). Derartige Analysemethoden bedürfen im Zusammenhang mit domestizierten Spezies stets einer kritischen Betrachtung: das Wissen um größere Nachkommenszahlen oder die Abweichungen im Sexualrhythmus der Haustierformen könnte die Algorithmen zur Berechnung der Divergenzzeiten zwischen Wild- und Haustierform sensibilisieren. Im letzten Jahr führten Savolainen *et al.* (2002), wie kurz angeführt, eine molekulargenetische Unter-

suchung von 654 Haushunden durch, die weltweit alle größeren Hundepopulationen repräsentieren, und kamen mit ihrer Datierung auf einen Domestikationsbeginn vor 15 000 Jahren, also zu einer zeitlichen Übereinstimmung mit den archäologischen Befunden. Ihre Ergebnisse verweisen auf einen gemeinsamen Ursprung aller Haushunde in Ostasien. Dazu passt der Unterkiefer in Oberkassel bei Bonn allerdings nicht so recht.

Der heutige Kenntnisstand

Als älteste Knochenfunde von Hunden gelten nach wie vor der Unterkiefer aus Oberkassel (Nobis 1986), Knochenfunde aus Israel und Ost-Asien. Diesem mag anzeigen, dass der Ursprung der Domestikation Südwest-Asien, Ostasien oder Europa war. Herre (Herre & Röhrs 1990) verwies auf Paralleldomestikationen weltweit, propagierte die Hypothese von der »Idee, die sich ausbreitete, ohne technische Hilfsmittel« (mdl. Mittlg.). Savolainen et al. (2002) hingegen kamen über molekulargenetische Untersuchungen zu dem Schluss, dass der Ursprung der Haushunde in Ost-Asien zu finden ist. Die Analysen schreiten fort, die Methoden werden zunehmend verfeinert, unser Wissen über die Ursprünge der Stammart von Haushunden wird weitere Änderungen erfahren, lieb gewonnene Hypothesen werden verworfen werden, neuen Daten weichen, Panta Rhei, wie gesagt.

Domestikation oder Co-Evolution von Mensch und Hund?

Domestikation kennzeichnet einen biologischen Prozess, der aus Wildarten Haustiere werden lässt. Dabei kommt

es zu einer *innerartlichen* Variabilität, die nicht allein in der Unterscheidung von Unterarten ihren Ausdruck findet. Reaktionen auf und Anpassungen an sehr vielgestaltige ökologische Verhältnisse (Umwelt des Hausstandes) spielen dabei eine nicht unerhebliche Rolle (Ruttner 1988). Den genetischen Unterschieden zwischen Wildart und Hausformen liegen Rekombinationseffekte, Konvergenzen und Mutationen zugrunde.

»Haustiere sind Teile von Wildarten, bei denen unter den veränderten Umweltbedingungen eines Hausstandes im Laufe von Generationen ein unerwarteter Reichtum an erblich gesteuerten Entwicklungsmöglichkeiten zur Entfaltung kommt, den Menschen in Bahnen lenken, die ihnen zunehmend vielseitigen Nutzen bringen oder besondere Freude bereiten« (Herre & Röhrs 1990). Zu der Freude gesellte sich bei extremen Formen (Schädelform, Größe, Haarbesonderheiten) nicht selten die ethische Bedenklichkeit.

Bereits in prähistorischer Zeit muss der Hund ein beliebtes Haustier gewesen sein – gemessen an der Zahl der Knochenfunde. Diese demonstrieren auch, dass die Unterschiede der einzelnen Hundeformen bereits groß waren. In den nachfolgenden Kulturepochen setzte dann eine immer größere Steigerung der Variabilität ein. So züchteten die alten Ägypter bereits dackelbeinige Hunde und Windhunde und die Assyrer riesige Doggen für die Jagd und den Krieg. Die Ursachen der Domestikation sind heute nicht mehr eindeutig belegbar. Eine Selbstdomestikation wird vielfach a priori ausgeschlossen, da zur Domestizierung, zur Überführung in die ökologische Nische des Hausstandes, Domestizierer und Domestizierte, die ersteren nutzen, gehören (Herre & Röhrs 1990, Bennecke 1994). Vermutlich ging der Prozess der Angliederung

an den Menschen auf Welpen zurück (Zimen 1988). Symbioseartige Zustände (Sozialkumpan, gemeinschaftliche Jagdmethoden (?)) sind ebenso zu diskutieren wie die Kynophagie, das Verzehren von Hunden (Degerbøl 1962) bzw. eine Fellnutzung des Wolfes/Hundes, dem wohl insgesamt betrachtet eine weniger wichtige Rolle zuzuschreiben ist. Anzunehmen ist, dass Hunde zunächst als Nahrung für den Menschen dienten. Kaum aber wird man Hunde aus diesem Grunde gehalten und gezüchtet haben, stellten sie doch als Fleischfresser Nahrungskonkurrenten für den Menschen dar.

Ausgehend vom Sozialverhalten des Menschen und der Wölfe sind soziale Gründe anzunehmen, die Wölfe/Hunde zum Menschen führten/bei ihm beließen. Wie diese im einzelnen ausgesehen haben mögen, ist hypothetisch, das große Experiment der Domestikation entbehrt der Aufzeichnungen. Eine zentrale Rolle spielte wohl das ausgeprägte Sozialverhalten der Wölfe. Gut vorstellbar wäre der hypothetische Fall, dass mutterlose Wolfswelpen von Menschen aufgezogen wurden und sich dann der menschlichen Gemeinschaft anschlossen. Menschen und Wölfe/Hunde passen von ihrer Sozialordnung her sehr gut zueinander; der Wolf war – mit seinem geselligen Wesen und dem ausgeprägten »Rangordnungsdenken« – sehr gut geeignet für eine Domestikation. In der weiteren Entwicklung mag der Mensch viele nützliche Fähigkeiten an ihm entdeckt haben, z.B. die Verteidigung des gemeinsam bewohnten Territoriums. Das Eindringen von Fremden/Feinden wurde vom Hund durch Bellen angekündigt, weshalb sicher auf Tiere mit besonders ausgeprägter Lautäußerungs»freudigkeit« gezüchtet wurde. Dieses war wohl der Anfang dafür, dass sich beim Haushund das Lautsystem Bellen, welches beim Wolf sehr

»sparsam« nur als Warnlaut und im Kampf eingesetzt wird, zu einer Lautäußerung entwickelte, die Hunde in allen möglichen sozialen Situationen mit ganz unterschiedlicher Bedeutung nutzen. Dann wählte man zur Weiterzucht beherrschbare Tiere, was langfristig nach sich zog, dass Haushunde sich leichter in soziale Systeme einfügen als ihre Stammväter. Die Sozialordnung der Hunde ist einfacher als die wölfische, weil unter Hunden Rangpositionen weniger umkämpft, relativ starrer sind.

Eine einfachere soziale Organisation geht einher mit Abflachung und Vereinfachung im Ausdruck, in der Kommunikation. Wie erwähnt, treten die Wolfsausdrücke beim Hund in der Tat in vergrößerter Form auf oder sie fehlen ganz. Verhaltensweisen, insbesondere aus dem Funktionskreis des Beutefangs, zeigen Hunde meist nur bruchstückweise oder in variabler Zusammensetzung einer Handlungskette, die beim Wolf relativ vorhersagbar abläuft. Durch den Wegfall der natürlichen Selektion leben Hunde im »entspannten Feld« und sind auch deshalb »freier« in ihrem Verhalten als Wölfe. Die vielfältigen Beziehungen zum Menschen geben ihnen variable Lernmöglichkeiten. So ginge es voll am Verständnis des Hundes vorbei, würde man ihn aufgrund seines relativ geringeren Hirngewichtes als »dümmer« dem Wolf gegenüber bezeichnen. Hirn- und damit verbundene Verhaltensänderungen beruhen u.a. auf einer verringerten Produktion zentralnervöser Energien beim Hund – die angespannte Aufmerksamkeit eines Wildtieres ist im Hausstand nicht mehr vonnöten.

Die auffallenden Analogien im Sozialleben beider Arten jedoch brachten Menschen und Wölfe, das ist gut vorstellbar, zusammen und führten zu den Hunden als enge Sozialkumpane

von Menschen. Es war sicherlich kein Zufall, dass der Wolf zum Haushund wurde.

Nachdem der Wolf in den menschlichen Hausstand überführt wurde, durchlief die Art eine divergente Entwicklung. Die Habitate der wilden Populationen überlappten sich mit den expandierenden menschlichen Siedlungen und *Canis lupus* erlangte einen Feindstatus in der beginnenden Agrarkultur. Jagd, Bestandsdezimierung oder Ausrottung ganzer Populationen waren die Folge. Die frühere globale Verbreitung des Wolfs wurde auf lokale Inselpopulationen reduziert. Trotz erster Erfolge der jüngsten Eingliederungsversuche von Wölfen kann der Art nur ein geringer Teil ihres ursprünglichen Habitates wiedergegeben werden (Boyd 1997). Im Gegensatz dazu spiegelt die Historie der domestizierten Formen von *Canis lupus* eine in der Domestikation einzigartige globale Verbreitung sowie die Entwicklung einer außergewöhnlichen morphologischen Mannigfaltigkeit wider (Thalmann 2001).

Hunde sind domestizierte Wölfe, welche vom Menschen geschaffene ökologische Nischen besetzen. Vor rund 15.000 Jahren begann die Geschichte des Haushundes, und in diesem großen Zeitraum wurden die Wolfsnachfahren den ganz anderen ökologischen Bedingungen des Hausstandes und dem Leben mit dem Menschen angepasst. Dieser wählte die Tiere aus, mit denen gezüchtet wurde; damit veränderte er die Hunde ausgeprägt auf genetischer Basis. Somit ist ohne Übertreibung zu sagen, dass der Mensch die Haushunde formte oder sogar »schuf« – für ein Zusammenleben mit ihm in seiner Umwelt.

Ist in sehr vielen Verhaltensweisen ihr wölfisches Erbe auch noch deutlich erkennbar, so haben sich die Hunde

doch insgesamt sehr weit vom Wolf entfernt. Und die Unterschiede zu diesem sind erblich festgelegt. Wie die sog. »angeborene Zahnheit der Hunde«, das Fehlen der Fluchtneigung dem Menschen gegenüber, so gibt es eine Reihe genetisch fixierter Änderungen, die den Hund zum idealen Menschenbegleiter gemacht haben. Denn dazu taugt kein Wolf. Hunde sind abhängig vom Menschen geworden. Dieser sollte sich seiner Verantwortung stets bewusst sein: als überlegter Züchter und als sachkundiger Hundehalter, der seinen Hund vor Vermenschlichung oder Versachlichung schützt und ihm ermöglicht, Vertrauen zu gewinnen, das zur Achtung einer sozialen Stellung gehört, die verdient sein will.

Wie der Wolf zum Hund werden konnte

Er wurde es im Zuge der Domestikation oder Haustierwerdung. Domestikation hat nichts mit Zähmung gemein, sondern bezeichnet einen jahrtausendewährenden Prozess, in welchem Tiere genetisch verändert wurden. Eingeleitet wurde die Domestikation jeder Tierart durch eine Trennung, isolierte Haltung und gezielte Vermehrung kleiner Individuengruppen einer Wildart (Herre & Röhrs 1990). Unter Obhut des Menschen, der für Unterkunft und Ernährung der Wildtiere sorgte, wurde die natürliche Selektion innerhalb dieser Gruppe durch eine künstliche ersetzt. Diese – und das ist wichtig dabei – richtete sich ganz nach den Bedürfnissen des Menschen. Bei allen Haustieren änderten sich so – im Vergleich zur Wildart – zunehmend das Aussehen, die Fortpflanzungsverhältnisse, das Verhalten und die Sozialstruktur, um nur einiges zu nennen. Unter diesen Bedingungen haben sich Wölfe zu Hunden ge-

wandelt, wobei eine große Fülle an gestaltlicher Änderung, an Färbungs- und Haarbesonderheiten entstand. Diese Zunahme der Variabilität, die am augenfälligsten das Aussehen, daneben wohl alle Körperfunktionen und das Verhalten betrifft, erklärt sich einmal durch den Wegfall der natürlichen Auslese. Unter Gefangenschaftsbedingungen konnten sich auffällig gefärbte oder besonders gestaltete Hunde weiter vermehren, ihre Vermehrung wurde vielfach durch gezielte Zuchtwahl des Menschen gefördert. Unter den Bedingungen der natürlichen Selektion hätten sich solche Hunde nicht durchgesetzt. Zum anderen war in der von der Wildart abgegrenzten Gruppe, die sich nun unter Auswahl des Menschen vermehrte, bei weitem nicht die genetische Breite der gesamten Wildpopulation enthalten, der Gen-Pool also war eingeschränkt. So konnten viele neue Merkmalshäufigkeiten, und damit neue Phänotypen, entstehen. Mutationen spielen für die domestikationsbedingten Veränderungen dagegen wohl eine untergeordnete Rolle – denn einzelne Mutationen können verloren gehen und bleiben so ohne Wirkung auf eine Population. Die Formenvielfalt der Haushunde ist auf Neukombinationen von Genen zurückzuführen, diese erbrachten den Merkmalswandel (Herre & Röhrs 1990).

Die vielen Hunderassen sind eine züchterische Leistung des Menschen, der über lange Zeiträume hinweg bewusst Hunde mit gleichen Merkmalen zur Verpaarung brachte und so eine gewisse Reinerbigkeit im Hinblick auf diese Merkmale erzielte. Trotz der immensen Unterschiede der einzelnen Rassen ging nie der Fortpflanzungszusammenhang aller Hunde untereinander verloren. Dackel und Dogge fühlen sich durchaus zusammengehörig, »sprechen eine Sprache« und würden

sich auch verpaaren – wenn man sie ließe bzw. wenn es anatomisch machbar wäre.

Warum der Wolf zum Hund wurde

Tomasello & Call (1997) schlussfolgern in ihrem Überblick über die Intelligenz (Kognition) von Primaten im Endeffekt nichts anderes, als die Tatsache, dass experimentelle Grundlagen, die geltend machen, Primaten seien intelligenter als »niedere Affen«, der Solidität entbehren. Es gibt einige Wissenschaftler (u.a. Flack & de Waal 2000), die nicht-menschliche Primaten als diejenigen Tiere herausstellen, die z.B. Vorläufer menschlicher Moral zeigen, andere argumentieren, dass wir diesbezüglich ebenso viel oder auch mehr über die Evolution des menschlichen Sozialverhaltens lernen können, wenn wir uns etwa mit dem Verhalten sozialer Caniden befassen (Thompson 1975, Bekoff 1995, 2002).

In Übereinstimmung mit Bekoff (2000) und in Weiterführung seiner Untersuchungen wie Überlegungen sollen einige vergleichende Daten über das Sozialverhalten von Caniden diskutiert werden, in der Hoffnung, den Bereich der Arten zu erweitern, an denen Sozialität im Sinne von »fairem Verhalten« (steht für moralanaloges Verhalten) analysiert wurde.

Zunächst war es das Ziel dieser Vergleiche, das ausgeprägte menschliche Sozialverhalten besser verstehen zu lernen, in seiner Entwicklung wie seiner Funktion. Da es auffällige Analogien zum Wolf gibt, kann der Vergleich zudem dem Verständnis der Wolfsdomestikation dienen.

Wenn mehr oder weniger sozial veranlagte Caniden (Wölfe (*Canis lupus* L.), Haushunde (*Canis lupus* f. *familiaris*),

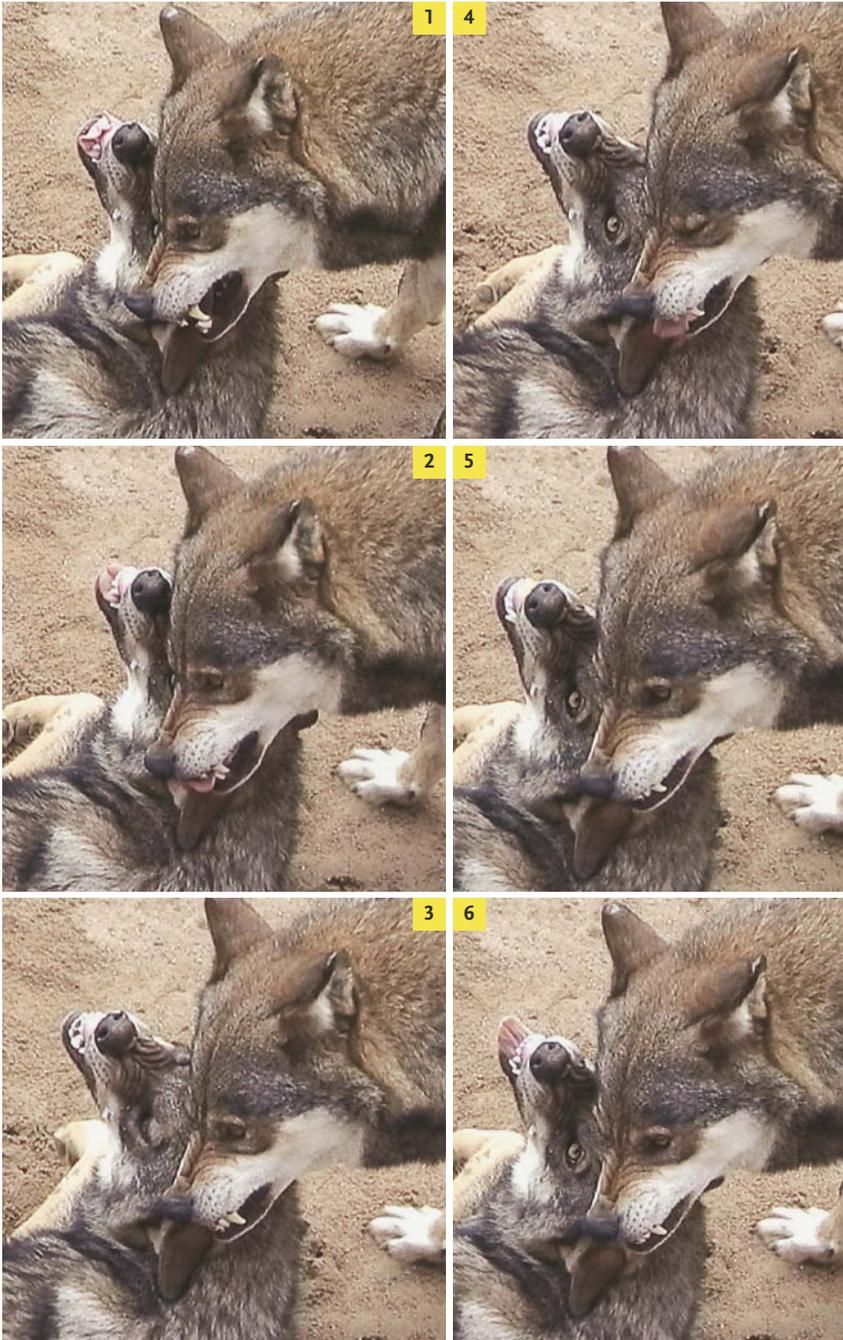
Kojoten (*Canis latrans* Say)) sich sehr ausgiebig dem Sozialspiel widmen, »erwarten sie, fair behandelt zu werden« (»They expect being treated fairly«, Bekoff 2002). Während Goldschakale (*Canis aureus* L.) und Kojoten (*Canis latrans* Say) bevorzugt dann Spielsignale zu zeigen pflegen, wenn raue Spielsequenzen stattfinden, die in agonistische Interaktionen übergehen bzw. kurz davor sind, den »Schutzraum« Spiel zu verlassen, sind die Spiele der Wölfe durch ständiges Betonen (»punctuate«, Bekoff 2000) ihrer wesentlich länger andauernden Sozialspiele charakterisiert, zudem verändern Wölfe ihre Zeichensequenzen metakommunikativ zum Sozialspiel bzw. sie zeigen sehr feingraduierte Spielsignale als »Spielanzeiger«. Soziale Caniden wie Wölfe lernen Regeln, um ihr Leben schnell und differenziert koordinieren zu können. So werden sie hoch anpassungsfähig als aufeinander abgestimmte Sozietät. Auch die Rudelgröße wird unter Wölfen zu einem Großteil über soziale Faktoren reguliert. Beispiele werden gegeben.

In seiner Abhandlung »Ist Menschlichkeit hündisch?« stellt Wolfgang M. Schleidt (2001) die sich aufdrängende Frage, wieso »... Menschlichkeit, in der Form von Gemeinnutz, Idealismus oder menschlicher Herzlichkeit, sich niemals hat entwickeln können – zu einer in vielen Kulturen immer wieder auftretenden und gepriesenen Tugend«. Ansätze der Entwicklung ethischer Menschlichkeit sind bei unseren nächsten Verwandten kaum oder nicht zu finden. Hier gibt es vielmehr soziale Muster, die keineswegs geeignet sind, die sozialen Strukturen und die soziale Organisation des Menschen auch nur annähernd zu beschreiben (Schröder 1992, 1993, 1995a):

Der Mensch lebt in Monogamie (Einehe), seriell kommt sie auch dem heutigen Zusammensein mit dem Le-

bensabschnittsgefährten recht nah, oder in mäßiger fakultativer Polygamie (wahlweiser Vielehe) und bildet auf dieser Basis reproduktive Einheiten (Familien), die in übergeordnete soziale Gemeinschaften integriert sind. Die Monogamie hat sich bewährt, da der Nachwuchs mit der Mutter durch den Vater versorgt wurde. Anders als für neuere soziologische Gegebenheiten geltend, bestand für Männer eine verhaltensökologische Problematik darin, ihre Vaterschaft zu sichern. So sollen frühe Hominiden alle vier bis fünf Tage von der Jagd zurückgekommen sein, um der Gefahr einer »Fremdkonzeption« ihrer anderweitig interessierten Frau entgegenzuwirken. Da der Zeitpunkt der Ovulation (des sog. Eisprungs) beim Menschen »verdeckt« ist, bot sich diese Periodizität der Jagdunterbrechung an. Menschen sind durch ein außergeräuchliches Maß sozialer Kontakte und Interaktionen gekennzeichnet. Lewin (1987) spricht in diesem Zusammenhang von einem »exaggerated degree of sociality« (zit. in Inge Schröder 2000). Als ich dieses las und mit Inge diskutierte, hatte ich natürlich die Charakteristika einer wölfischen Sozietät, eines Rudels vor Augen:

- ▶ Wölfe sind hochsozial,
- ▶ ihr Sozialspiel findet auf hohem Niveau statt (Mimikspiele, Rollentausch, »self-handicapping«, Bekoff 2002), ranghohe Tiere spielen einen niederen Sozialstatus, lassen sich von Welpen bzw. Rangniederen »besiegen«, verhalten sich wie submissive Mitglieder der Sozietät,
- ▶ ihr Spiel zeigt einen Sinn für faires Verhalten (sense of fairness, Bekoff 2002),
- ▶ sie verfügen über ausgeprägte kommunikative Fähigkeiten und Fertigkeiten,
- ▶ Wölfe leben in einer Langzeit-Monogamie,



Kommunikation zwischen dem Alpha-Rüden (jeweils rechts im Bild) und seinem einjährigen Sohn. Die Sequenz zeigt eine aggressive Kommunikation bei engstem körperlichem Kontakt: so wird der Kopf des Subadulten heruntergedrückt (2) bei leichtem Zähneblecken und Nasenrückenrunzeln des Alphas, während der Junge ausgeprägt defensiv zurückdroht und protestiert. Dennoch verdeutlicht jedes Bild, dass die Sequenz hoch ritualisiert und die Kommunikation ohne jegliche Brisanz ist, vielmehr so etwas wie ein tastendes Testen (seitens des Jungen) bzw. ein »freundschaftliches« Eingliedern mit Grenzsetzung vom Alpha-Wolf darstellt. Dieser zeigt, zwar drohend, immer wieder kurz die Zunge (2 und 4), kein Beschwichtigungsverhalten, vielmehr ein Signalisieren der Zusammengehörigkeit – trotz momentanen »Diskussionsbedarfs«.

- ▶ sie entwickeln ein individuell unterschiedlich ausgeprägtes Bindungsverhalten,
- ▶ die Jungenfürsorge wird von der Fähe wie dem Rüden und insbesondere

den Angehörigen (Onkeln und Tanten, älteren Geschwistern) des gesamten Rudels übernommen,

- ▶ ihr soziales Lernen ist ausgeprägt (Geschwister, Angehörige des Rudels),



Wolfsfähe mit spielenden Welpen (links) und Alpha-Rüde (rechts), der seinen Nachwuchs mit »Schnauzenzärtlichkeiten« versorgt. So wird hier der Schnauzenbereich des Welpen geleckt und behutsam umfasst.

- ▶ sie kommunizieren soziale Rechte (insbesondere im Spiel, bei entspannter Stimmung),
- ▶ sie leben in einer sozialen Hierarchie,
- ▶ sie zeigen »Versöhnung« (im Sinne von de Waal 2002) nach agonistischen Auftritten.

Wölfe und Hunde bieten als soziale Caniden ein sinnvolles Modell, welches Einsichten in das menschliche Sozialleben vermittelt. Ein Großteil der Verhaltensweisen von Wölfen mag als eine Präadaptation, eine Voraussetzung der Anpassung an das Leben mit Menschen, für die Koexistenz mit ihm gelten. Die domestikationsbedingten Variationen und Adaptationen von Haushunden vermögen zudem den Menschen zu charakterisieren, da sie als Anpassungen an eine enge Partnerschaft mit ihm zu verstehen sind. Das altbewährte Sozialsystem der Wölfe, die dank ihrer Fähigkeit zur ausgefeilten Zusammenarbeit überleben, gemeinsam größere Beutetiere jagen, schlafen, gemeinsam ihre Jungtiere aufziehen, ist auch dem Hund eigen. Es war in der Tat kein Zufall, dass gerade der Wolf domestiziert wurde. Dieses Sozialsystem kam dem Menschen entgegen, war seiner Sozialität in etlichen Ausprägungen ähnlich, wies Analogien auf, die die Do-

mestikation des Wolfes, dann diejenige des Hundes sehr erleichterten. »Schimpansen sind dagegen Individualisten. In freier Natur sind sie ungestüm und aufbrausend. Sie sind stets auf den eigenen Vorteil bedacht. Sie sind eben keine Rudeltiere. ... Selbst nach Jahrhunderten züchterischer Auswahl würde es wohl schwierig, wenn nicht unmöglich sein, einen Schimpansen zu züchten, der mit Menschen zusammenleben und auch nur annähernd solch ein gutes Verhältnis haben könnte wie unsere Hunde. Das hat nichts mit Intelligenz zu tun, sondern mit dem Bedürfnis zu helfen, zu folgen und Anerkennung zu finden.« (Jane Goodall, persönliche Mitteilung an Wolfgang M. Schleidt 1997)

Die Analyse des Verhaltens sozialer Caniden ist viel versprechend, um Einsichten in die Evolution der menschlichen Sozialität zu erlangen, wie auch Bekoff (2001) postuliert, wenn er ihnen gar ein »moralisches« Element in ihrem Verhalten zuspricht.

Und der Mensch, veränderte er sich in den Jahrtausenden des Zusammenlebens mit Hunden? Entwickelte er über ein »faires Verhalten« seiner hundlichen Begleiter Menschlichkeit?

Wolfgang M. Schleidt findet auf seine Fragen, wie es denn möglich gewesen sein soll, dass »anatomisch moderne Menschen« neue Formen der Zu-

sammenarbeit und der Verständigung erfinden konnten, die ein Ausmaß an Selbstaufopferung erreicht haben, wie sie sonst bei keinem anderen Säugetier zu finden sind, die Antwort mit Konrad Lorenz (1959): »Dasjenige unter allen nicht menschlichen Lebewesen, dessen Seelenleben in Hinsicht auf soziales Verhalten, auf Feinheit der Empfindungen und auf die Fähigkeit zu wahrer Freundschaft dem Menschen am nächsten kommt, also das im menschlichen Sinne edelste aller Tiere, ist eine vollwertige Hündin.« Ich stimme Wolfgang Schleidt voll zu, dass die Beziehungen zwischen Wölfen, Hunden und Menschen enge Bindungen werden können, mit ausgeprägter »Tiefe und Beständigkeit« (Schleidt 2001), »die weit über jene Beziehungen hinausgeht, die wir selbst bei unseren nächsten Verwandten, den Schimpansen, finden. Ich denke hier an das, was wir poetisch als ›Herzlichkeit‹ bezeichnen.« (Schleidt 2001)

So weit, so gut, im Sinne der Zustimmung. Was aber wissen wir über die hypothetisch geäußerten Veränderungen der Menschen infolge ihres Zusammenlebens mit Hunden? Wölfe wurden vor einigen Zehntausenden von Jahren domestiziert, lange bevor ihre menschlichen Gefährten sesshaft wurden und Pflanzen wie Tiere genetisch veränderten. Die »Menschlichkeit, die eigentlich hündisch ist« (Schleidt 2001) stützt sich auf die Ergebnisse der genetischen Analysen der mtDNA (mitochondrialen DNA) von Wölfen und Hunden (Vila, Savolainen & Wayne 1997) und darauf, dass die Haushunde den europäischen Wölfen am nächsten stehen. Dieses jedoch erklärt nicht die angesprochenen Veränderungen des Menschenwesens. Welche Daten gibt es über das menschliche Sozialverhalten vor der Domestikation des Wolfes und danach? Wolfgang Schleidt beruft sich

auf die 100 000 Jahre, die nun um immerhin 85 000 Jahre reduziert wurden, auf 15 000 Jahre der »erstaunlichen zeitlichen und räumlichen Koinzidenz der Entstehung der Menschheit und der Hundheit«. Er möchte von Domestikation gar nicht mehr reden, da Wölfe und Hominiden zusammentrafen, bevor die letzteren in Häusern lebten. So kommt Schleidt zu dem Prozess der Co-Evolution. Ich halte diese Auffassung für spekulativ. Und neu ist sie auch nicht. Dafür beliebt. So wurde sie jüngst von Raymond und Lorna Coppinger als »Aufsehen erregend neues Verständnis« in ihrem letzten Buch über die Entwicklung von Hunden (Coppinger & Coppinger 2002) vorgestellt. Die Coppingers akzeptieren, dass Hunde vom Wolf abstammen, aber sie versichern, dass sie zu einer eigenständigen Spezies wurden. Diese Hypothese stützt sich, wie die meisten der vielen existierenden Hypothesen zur Haushundwerdung, auf heutige Gegebenheiten, um vergangene Kulturen zu analysieren. Dieses Vorgehen muss als spekulatives Abenteuer bezeichnet werden, weil zu viele unbekannte Faktoren mit ihren gleichfalls unbekanntem Auswirkungen im Spiel sind. Die neuen Erkenntnisse, die auch Hypothesen sind, scheinen mir noch weniger neu und in sich stimmig, als es die Hypothese Wolfgang Schleidts für mich ist. Nur, auch sie hält sich nicht, so meine ich. Zum ersten sind die 100 000 Jahre Datierung des Domestikationsbeginnes mit großer Unsicherheit, Sorgfalt und Vorsicht zu genießen bzw. bereits widerlegt worden. Wie kamen sie zustande? Zur Erklärung von Veränderungsprozessen in Populationen bedient sich der Populationsgenetiker unterschiedlicher molekularer Marker, so der mitochondrialen DNA (mtDNA) als maternal (mütterlich) vererbtes Genom. Die maternale Vererbung ermöglicht die Detektierung von

genetischen Unterschieden zwischen sehr eng verwandten Individuen, auf deren Basis geographische Substrukturierungen oder eine weit reichende Phylogenie der Spezies erstellt werden kann (Thalmann 2001). Derartige Analysemethoden sollten im Zusammenhang mit domestizierten Arten eine kritische Beurteilung finden. Die enorme Diskrepanz zwischen *Canis lupus* L. und der Haustierform *Canis lupus* f. *familiaris* lässt die Frage nach der Genauigkeit der populationsgenetischen Auswerteverfahren in Untersuchungen an *domestizierten Arten* aufkommen. Die Basis der meisten Analyseverfahren bildet das Modell einer »natürlichen Population«, wobei »natürlich« in diesem Falle nicht als »wild« misszuverstehen ist. Natürliche Populationen zeichnen sich durch eine zufällige Verpaarung der Individuen aus, durch keine oder wenig Inzucht zwischen diesen und keine »Bottlenecks«, um nur einige Merkmale zu nennen (Hartl & Clark 1997, Avise 1994, Nel 1987). Die menschlichen Einflüsse auf Hunde nun entfernten diese Haustierform sehr weit vom Status einer natürlichen Population. So sind Fehlberechnungen oder Überkalkulationen nicht erstaunlich. Vila et al. (1997) kalkulierten die Divergenzzeit zwischen Wolf und Hund auf ca. 100 000 Jahre. Dieser Wert steht ja in starkem Widerspruch zu den archäologischen Befunden, die für Haushunde ca. 40 000 bis 20 000 Jahre ergeben. Die von Thalmann (2001) kalkulierte Divergenzzeit von 129 000 bis 162 000 Jahren stellt eine noch deutlichere Abweichung von den Befunden der Archäologen dar. Das Wissen um größere Nachkommenszahlen oder die Abweichungen im Sexualrhythmus der Haustierformen könnte die Algorithmen zur Berechnung der Divergenzzeiten zwischen Wild- und Haustierform sensibilisieren. Nachdem kürzlich eine zeitliche Übereinstim-

mung molekulargenetischer mit archäologischen Befunden belegt wurde (Savolainen et al, 2002), ist ein Domestikationsbeginn um 15.000 b.p. sehr wahrscheinlich geworden. Diese neuen molekulargenetischen Ergebnisse machen zudem einen gemeinsamen Ursprung aller Haushunde in Ost-Asien recht wahrscheinlich.

Eine Ausdehnung der Untersuchungen auf prähistorisches Material wird wertvolle Informationen über das Ausmaß des Polymorphismus der Haushunde zur initialen Phase der Domestikation hervorbringen. Ein wichtiges »Standbein« für die Co-Evolution im Sinne von Schleidt (2001), die zeitliche Koinzidenz, ist damit zweifelhaft. Aufbauende Hypothesen werden spekulativ.

Wie ist nun unser Wissen um die Veränderung der Soziabilität der Hominiden? Das soziale Organisationsmuster des Menschen ist ungewöhnlich, die Homo-sapiens-spezifische Gehirnentwicklung wurde ursächlich mit der Evolution der Sozialität des Menschen in Verbindung gebracht, basierend auf der Annahme, dass die Intelligenz der Primaten ganz allgemein eine soziale Funktion hat (Humphrey 1976). Viele Anthropologen sind der Ansicht, dass entscheidende Abschnitte in der Menschwerdung mit Veränderungen der sozialen Organisation eng zusammenhängen (z.B. Lovejoy 1981, Alexander 1989, Leakey 1994).

Die soziale Struktur in der Hominiden-Evolution

Wenngleich dieser hypothetische Entstehungsprozess keineswegs das breite Spektrum komplexer sozialer Beziehungen zwischen rezenten Menschen erklären kann, so stellt er doch im Ergebnis eine tragfähige evolutionäre Basis für die vielschichtige Sozialität des

Menschen dar (Schröder 2000). Diese Sozietät gleicht der wölfischen in vielen Punkten, was erklärt, weshalb Wölfe zu Haushunden wurden. Zum anderen wird deutlich, dass das menschliche Sozialverhalten modellhaft durch Verhaltensanalyse anderer sozialer Säugetiere, so gerade der sozialen Caniden, einem besseren Verständnis zugeführt werden kann.

Haben Haustiere den Status einer Unterart?

► Zur systematischen Einordnung des Haushundes

Zoologisch gesehen sind Haushunde Säugetiere, sie gehören zu den Landraubtieren. Hierzu zählt man als Familie u.a. die Bären, Marder, die Katzen und die Hundartigen oder Caniden. Innerhalb der Familie Canidae werden die Wölfe, die Kojoten und die Schakalarten in der Gattung *Canis* zusammengefasst. Die Füchse, wie beispielsweise die Rotfüchse, gehören einer anderen Gattung an, sind also verwandtschaftlich weiter entfernt als Wölfe, Kojoten und Schakale untereinander. Wie bereits ausführlich geschildert, ist der Hund die Hausform des Wolfes, *Canis lupus* L. Wölfe sind die größten lebenden Caniden, und sie besiedeln ein ausgesprochen ausgedehntes Verbreitungsgebiet: von Nordamerika bis Mexiko und fast ganz Eurasien. Somit müssen diese Wildtiere eine große Anpassungsfähigkeit an die verschiedenen Klimate besitzen und über ein weites Nahrungsspektrum verfügen.

Wölfe sehen nun durchaus nicht überall gleich aus. Vielmehr gibt es innerhalb dieser Art recht unterschiedliche Erscheinungsbilder, die eine geographische Ordnung aufweisen. Beispielsweise sind Afghanische Wölfe relativ klein und zierlich, hell gefärbt und

wenig gezeichnet, während Europäische Wölfe dunkler aussehen, eine stärkere Fellzeichnung aufweisen und größer und kräftiger werden. Solche unterschiedlich aussehenden, geographisch begrenzten Gruppen einer Art werden als Unterarten bezeichnet. Zur Art Wolf gehören über 30 Unterarten. Haushunde haben eines gemein – so unterschiedlich sie auch aussehen mögen: ihr Lebensraum ist der Hausstand, unter Obhut des Menschen. So könnte

Labrador Retriever apportieren angeschossene oder tote Enten aus dem Wasser. Ihr kräftiger »Otterschwanz« hat mit ihrem ausgezeichneten Schwimmvermögen zu tun. Sie wurden zudem fortschreitend Begleithunde. Hier wird eine »Lickingintention« als submissive Begrüßungsgeste dem Menschen gegenüber gezeigt.



man sie als eine »ökologische Unterart« des Wolfes bezeichnen. Verschiedene »Hundearten« gibt es nicht, sondern alle Hunde gehören zur Stammart Wolf. Die unterschiedlichen Rassen sind Auslese- und Züchtungsprodukte des Menschen.

Professor Wolf Herre, der das Institut für Haustierkunde in Kiel gründete, um eine zoologische Haustierforschung

Fila Brasileiros sind große Wachhunde brasilianischer Haciendas. Ausschließliche Wohnungshaltung auf dem Sofa wäre tierschutzwidrig. Der abgebildete Hund jedoch hat viel Freilauf, lebt in der Gruppe – und nutzt wahlweise auch einmal ein Sofa im geräumigen Bauernhaus.

zu etablieren, spricht sich für eine scharfe Trennung zwischen subspezifischen und infra-subspezifischen Namen aus. Eine Subspecies ist eine Unterart, gebräuchlich, um regionale Populationen von Wildtieren, die sich in verschiedenen Merkmalen unterscheiden, zu kennzeichnen. Als Unterarten werden Populationen bestimmter geographischer Bereiche herausgestellt, wenn sie sich von Populationen anderer geographischer Bereiche in 75 % der Individuen unterscheiden. Der Lebensraum der Haustiere ist von ganz spezieller Prägung, Haustiere »bewegen« sich allenfalls in einem Teilbereich dieser Kennzeichnung (infrasubspezifisch). Ihre ökologische Nische stellt wahrlich kein einheitliches geographisches Gebiet dar, es ist vielmehr außerordentlich vielgestaltig. Werden Haustiere zwar im anglo-amerikanischen Schrifttum überwiegend wie Unterarten (oder Arten) gekennzeichnet, der Haushund als *Canis familiaris*, so fand eine offizielle Herausname von Haustieren aus der zoologischen Nomenklatur dennoch ihre Festlegung auf internationalen Zoologenkongressen.

Infrasubspezifische Namen findet man nicht im Zoologischen System (nach Linné 1758), gelten nicht als Namen im Sinne der zoologischen nomenklatorischen Regeln, sie werden daher auch nicht kursiv geschrieben (binäre Nomenklatur oder Namengebung: jede Art besitzt einen aus zwei lateinischen Wörtern bestehenden Namen, wobei der erste der Gattungs-, der zweite der Artnamen ist, wodurch der Spezies von vornherein ein bestimmter Platz im zoologischen System zugewiesen ist). Haustiere werden als »forma« der Wildarten bezeichnet und die für »Haustierarten« geprägten Namen dem Wildtiernamen zugefügt (*Canis lupus* forma *familiaris* – die Hausform des Wolfes) (Bohlken, 1961).

Diese Benennung ist geeignet, den Haustieren klare Bezeichnungen zu geben und sie stammesgeschichtlich eindeutig zu kennzeichnen. Danach ist es auch missdeutig, wenn von einer »Stammesgeschichte« der Haustiere gesprochen wird, es ist treffender, über die Abstammung und Domestikation von Haustieren zu diskutieren.

► Was sind Rassen?

Hunderassen stehen hoch im Kurs, »freundliche Rassen«, deren Angehörige pauschal »sozial verträglich« sein sollen wie »Listen-Hunderassen«, denen à priori eine »gesteigerte Gefährlichkeit« zugeschrieben wird und Rassen, die mit anderen menschlichen Projektionen leben (und darunter leiden) müssen. Eine Rasse – ein Verhalten, so wird suggeriert. Auf dieser Basis entstanden etliche Hunde-Verordnungen.

Nicht zuletzt durch die fortwährende wie fortschreitende politische Einflussnahme in Sachen »Kampfhunde« sei gefragt, ob es grundsätzlich gerechtfertigt ist, die zoologische Kategorie der Rasse zu reglementieren, unter Berufung auf Verhaltensmerkmale oder »wesens« kennzeichnende Kriterien. Wie also werden Rassen abgegrenzt? Gemeint ist nicht das Extérieur, welches nun so gar nicht zur huldlichen Verhaltensschätzung taugt.

Die Selektionsinstanz aller Hundezucht ist der Mensch, sind Hundezüchter mit sehr heterogenen Zielen und Vorstellungen. Eine übergeordnete Instanz, die tierethische Verantwortlichkeit prüft, gibt es bis dato nicht. Kommerz und Unkenntnis kommen in der kommerziellen wie in der Hobbyzucht vor. Und Rassen wird nur allzu gern unterstellt, was sie eben gerade nicht sind.

Um eine Begriffssicherheit zu erreichen, ist die Auffassung vertreten worden, den erstmalig bei Gliederungen



Hunde unterschiedlicher Rassezugehörigkeit (Dobermann und Golden Retriever) im ausgelassenen Renn- und Kampfspiel auf der Wiese.

innerhalb von Haustieren definierten Begriff Rasse nur für Untergliederungen von Haustieren zu verwenden – und ihn streng auf Haustiere zu beziehen.

Rassen sind danach: Untereinheiten der Haustiere einer Art, welche sich in mehreren erblichen Merkmalen voneinander stärker unterscheiden, also keineswegs in bezug auf alle Unterscheidungsmöglichkeiten, evtl. überwiegend morphologisch oder/und physiologisch oder ethologisch. Die innerrassische Variabilität ist groß!

Die Unterschiede werden nach subjektivem Ermessen abgegrenzt. Es sind Kollektiveinheiten, deren Besonderheiten oft durch statistische Methoden erfasst werden können, ihre Heraushebung im zoologischen Nomenklatursystem ist nicht gerechtfertigt, eine Bezeichnung durch Vulgärnamen genügt.

Sind die Eigenarten einer Rasse im wesentlichen als Folgen von Umwelteinflüssen zu deuten, ist von Landrassen zu sprechen, stellen sie hingegen weitgehend Ergebnisse menschlicher Auslese dar, ist die Bezeichnung Kulturrasse oder Hochkulturrasse angebracht

(Herre und Röhrs 1990). Innerhalb der Rassen gibt es Einheiten, deren Herausstellung berechtigt sein kann: Schläge, Untereinheiten von Rassen, welche sich nur in wenigen Merkmalen oder Genen voneinander unterscheiden. Als noch kleinere Einheiten können die Paarungs- und in diesem Sinne realen Abstammungsgemeinschaften als Sippen unterschieden werden.

Aus zoologischer Sicht muss jede systematische Kategorie Ausdruck einer verwandtschaftlichen Beziehung sein. Bei Rassen erscheint dieses nicht möglich, da im Zuge der Domestikation und der Entstehung von infrasubspezifischen Einheiten immer wieder Einkreuzungen verschiedener Rassen bzw. Hundeformen vorgenommen wurden, somit wissenschaftlich aussagefähige »Rassenstammbäume« nicht erstellt werden können. Unsere heutigen Rassen sind jung, um 100 Jahre herum existieren Zuchtbücher, ihre historischen Vorbilder (Mastino Napoletano – der Kopf auf römischer Münze z.B.) sind »phänotypische Nacheiferungen«, wie der Kollege Wilfried Brach-Virnich einst so treffend wie trefflich formuliert



Ticki ist ein Mischling, der phänotypisch Merkmale sogenannter »Kampfhunderassen« aufweisen mag, was sie nicht daran hindert, mit James (gleichfalls unbekannter Rassezugehörigkeit mit »unklarem« Terrieranteil), anderen Haustieren und vielen Menschen die Lebensqualität ihrer Tierarztfamilie zu bereichern.

te, entstammen keiner Linienzucht. Verhaltensqualitäten werden etlichen Rassehunden, deren Exterieur vorrangig bei der Zuchtwahl ist, nach subjektivem Ermessen von den Vereinsfunktionären zugeschrieben.

Landrassen mussten gebrauchstüchtig sein, heute ist der Großteil aller Rassen Begleithund in der Stadt. Und dem muss Rechnung getragen werden. Warum muss ein Begleithund einer jagdlich geprüften Zuchtlinie entstammen? Mir fallen keine vernünftigen Gründe ein. Wichtiger wäre, auf das Sozialverhalten und dessen Flexibilität bei der Ankorung zu achten. Ist es nicht hochgradig tierschutzrelevant, mit einer spezialisierten Rasse (Jagdhunde, Hütehunde u.a.) nicht zu arbeiten, somit den Motivationen dieser Arbeitshunde, die durchaus genetische Dispositionen haben, nie gerecht zu werden?

Ein »Paradebeispiel« ist der Golden Retriever, ein Jagdhund, der vornehmlich Begleithund ist. Hunde sollten ihrem »Verwendungszweck« entsprechend selektiert werden. Das Verhalten sollte dabei wichtiges Kriterium der Zuchtauslese sein. Und Begleithunde müssen auf soziale Flexibilität, soziale Anpassungsfähigkeit getestet werden, auf die sog. »soziale Verträglichkeit«, die im urbanen Raum bei hoher Hundedichte im Zusammenleben mit etlichen Menschen so unendlich wichtig ist.

Über ein Heimtierzuchtgesetz könnten entsprechende Richtlinien festgesetzt und Kommissionen bestimmt werden. Auf ethologischer Ebene wurden Umwandlungen im Sozialverhalten (so auch der Kooperation (der Zusammenarbeit) und der Kompetition (des Streitens) unter vergleichbaren Umgebungsbedingungen; Referenzsystem: Wolf) herausgefunden, die jedoch ebenso vorsichtiger wie umsichtiger Beurteilung bedürfen. Denn Aggression ist vielursächlich, ein obligatorischer Teil des Sozialverhaltens, somit nicht allein durch polygene Erbgänge gesteuert, sondern von etlichen Variablen abhängig – und kein »Merkmal«, das als »rassetypisch« zu belegen ist.

Laufende Untersuchungen am Institut für Haustierkunde: Mittels molekularer Methoden (Sequenzvergleiche an einem Abschnitt der mtDNA) wurden Hunderassen auf ihren Verwandtschaftsgrad zueinander und zum Wolf untersucht (Thalmann, Eckert, Feddersen-Petersen & Hartl 2001). Außerdem sollte der möglicherweise durch Inzucht oder starke einseitige Selektion bewirkte Grad der genetischen Verarmung festgestellt werden, um eine Aussage darüber zu ermöglichen, ob postulierte Verhaltensbesonderheiten (bei Rassen vom Pit Bull Terrier Typus u.a.) als Folge von Inzuchtschäden zu deuten sind. Diese wurden in der Dissertation



Die Bullterrier, beliebte Begleithunde nicht nur in England, werden in Deutschland vielfach als »gefährliche Rasse« gelistet, wengleich sie weder in der »Beißstatistik« noch in wissenschaftlichen Untersuchungen diesbezüglich auffällig wurden. Ihre »Historie« ist es, die ihnen ungerechtfertigt zu schaffen macht.

von A. Schleger (1983) ja beschrieben (für eine untersuchte Zuchtlinie, die heute ausgestorben sein soll).

Als Arbeitshypothese galt, dass extreme Änderungen im Sozialverhalten dem Wolf gegenüber auf eine mehr oder weniger ausgeprägte genetische Differenzierung der jeweiligen Hunderassen gegenüber der Stammart zurückzuführen sind. Untersucht wurde eine ausreichend große Anzahl von Individuen der Rassen Bullterrier, American Staffordshire Terrier, Alaskan Malamute, Siberian Husky und Pudel sowie Wölfe der Europäischen Unterart (*Canis lupus lupus* L.). Analysiert wurden Haarproben mit Wurzel.

Bullterrier erwiesen sich als ausgesprochen variabel: die Untersuchungen ergaben z.T. eine Haplotypendiversität (genetische Diversität) von 0,76 (Wert liegt stets zwischen 0 und 1; bei 0 sind alle Tiere gleich, bei 1 alle verschieden). Es zeigte sich, dass die bei den Bullteriern gefundenen Haplotypen auch bei anderen Rassen vorkamen: so war eine Pudelprobe mit einem relativ häufig vorkommenden Bullterrierhaplotyp identisch. Um eine Verwandtschaft zwischen den Varianten darzustellen, wurde mit Hilfe des Maximum-Likelihood-Verfahrens ein Baum erstellt. Hierbei waren weder Wölfe und Hunde noch die Hunderassen klar getrennt.

Die hohe genetische Vielfalt der Bullterrier ist wohl auf die verschiedenen Rassen zurückzuführen, die bei der Erzüchtung dieser Rasse eine Rolle gespielt haben. Möglicherweise ist die hohe Variabilität aber auch das Ergebnis weiter zurückreichender Kreuzungen. Haplotypen, die häufig beim Bullterrier gefunden wurden, erweisen sich im Vergleich mit Haplotypen anderer Rassen als identisch, auch beim Wolf treten sie auf.

Fazit: die genetische Vielfalt ist bei allen Rassen außerordentlich hoch, die Haplotypen sind nicht nach Rassen getrennt. Das ist insofern nicht überraschend, als während der Zeit der Domestikation wahrscheinlich ein reger, durch den Menschen vermittelter Austausch stattgefunden hat. Demgegenüber steht eine sehr kurze Phase, in der die Rassen gezielt gezüchtet wurden. Trotzdem würde man einen genetischen Engpass bei der Domestikation erwarten. Die Ausgangspopulation der Hunde muss eine sehr hohe genetische Vielfalt besessen haben, und/oder die Domestikation muss mehrfach aus verschiedenen Gruppen erfolgt sein.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass Rassen durch eine hohe interindividuelle Variabilität gekennzeichnet sind – und schwerlich »uniform« betrachtet werden können.



Wildhunde – Haushunde

44

Haushunde verstehen heißt Wildhunde kennen

53

Kreuzungsergebnisse des Kieler Instituts für Haustierrkunde

47

Verhaltensforschung an Kreuzungen

Haushunde verstehen heißt Wildhunde kennen

► Beziehungen Wolf/Hund und Kojote/Schakal/Hund

Folgende Versuche im Tiergarten des Instituts für Haustierrkunde der Universität Kiel machten Übereinstimmungen einerseits wie Unterschiede andererseits zwischen nah verwandten Wild-

den Wölfen verhaltensbiologisch am nächsten stehen oder weil sie besonders intelligent sind. Das Gegenteil wäre eher der Fall. Insbesondere für die Zwergpudel wurden etliche Verhaltensausfälle wie -vergrößerungen beschrieben (Feddersen 1978) und auch Großpudel hatten Probleme, Gruppen zu etablieren und soziale Ränge zu bewahren (Zimen 1971, Feddersen-Petersen



Oben: Kopfstudie eines Puwos der 2. Nachzuchtgeneration.

Oben rechts: Puschka mit extremer Behaarung (2. Nachzuchtgeneration). Rechts: Puko von jagdhundeähnlichem Habitus (2. Nachzuchtgeneration).

caniden ausgesprochen plakativ: In den sechziger Jahren und danach wurden unter der Leitung Wolf Herre's Haushunde der Rasse Pudel sowohl mit Wölfen (Pudelwölfe) als auch mit Schakalen (Pudelschakale) gekreuzt. Später kamen reziproke Wolf-Pudel-Kreuzungen und Pudel-Kojoten-Bastardierungen dazu. Warum wurde als Hunderasse der Pudel gewählt? Noch heute höre ich oft, dass Pudel genommen wurden, da sie



1986). Im Zusammenleben mit Menschen hingegen fallen Pudel in der Tat durch ausgeprägte Lernfähigkeit und großes Anpassungsvermögen auf. Unter Hunden fehlen ihnen offenbar Strategien, um Rivalitäten zu begegnen, hier werden sie schnell aggressiv, reagieren hysterisch, da sie offenbar überfordert sind. Die Wahl der Pudel hatte ja auch andere Gründe: ihr sehr unterschiedliches Aussehen, verglichen mit Wildcaniden sowie die Möglichkeit der Erzüchtung mindestens dreier Größenschläge (Zwerg-, Klein- und Großpudel) erlaubten, genetisch verwandte Hunde einer Rasse mit verschieden großen Wildcaniden zu kreuzen: dem Wolf, dem mittelgroßen Kojoten und dem etwa fuchsgroßen Goldschakal. Das Kreuzungsprojekt wurde nicht begonnen, um genetisch fixierte Verhaltensweisen oder Verhaltensdispositionen zu untersuchen. Prof. Dr. Dr. h.c. Wolf Herre führte keine Verhaltensuntersuchungen durch, ihm ging es um morphologische Vergleiche, insbesondere des relativen Hirngewichts (relativ zum Körpergewicht) der Puwos in der 1. und der 2. Nachzuchtgeneration sowie das Hirngewicht der Pudelschakale. Zudem wurden Fellstruktur und Farbe der Bastarde untersucht. Hätte Wolf Herre Deutsche Schäferhunde und Wölfe gekreuzt, wären morphologische Zuordnungen bei den Bastarden schlicht nicht möglich gewesen. »Wenn das organische Wesen nicht eine inhärente Neigung zu variieren besessen hätte, so würde der Mensch nichts haben ausrichten können« (Darwin zur genetischen Variation des Extérieurs).

Prof. Herre arbeitete in der Tradition klassischer Kreuzungsmethoden, komplexer und komplizierter als bei Mendel'schen monogenen Erbgängen jedoch. Denn einheitlich erscheinende Merkmale bei Säugetieren können durch mehrere Erbanlagen bedingt



Puwos N2 (Wurfgeschwister) von erheblicher phänotypischer Variabilität

sein. Solche Merkmalskomplexe sind auflösbar, da sich die bestimmenden Erbanlagen trennen lassen. Typisch war für Puwos und Wopos wie Pukos und Puschas die Auflösung von Merkmalskomplexen, welche die Wildart kennzeichnen.

Verhaltensuntersuchungen an den Puwos begann Erik Zimen Mitte der



Pudewolf mit heller Maske und gewelltem Oberhaar (2. Nachzuchtgeneration)



Pudelschakale (Wurfgeschwister) mit ausgeprägter Bindung zueinander



1



3



2



4

1 Kopfstudie eines adulten Wopus.

2 Europäische Wölfe und Großpudel in einer »gemischten Gruppe«.

3 Junge Zwergpudel und ein gleichaltriger Goldschakal in Demutspose.

4 Kampfspiel zwischen Zwergpudel- und Schakalwelpen, der leicht defensiv droht und bemüht ist, dem Spiel auszuweichen.

sechziger Jahre. Wir führten sie ab 1975 weiter, als die anatomischen Analysen abgeschlossen waren. Die ethologische Arbeitsgruppe im Tiergarten nahm sich auch der Wolfspudel sowie Pudel-Kojoten-Bastarde in zwei Generationen an, um die begonnenen Arbeiten systematisch abzuschließen. Seit ca. 1991 ist das »Kreuzungs-Programm« nun ausgelaufen, die Bastarde wurden insgesamt sehr alt, unser letzter Wolfspudel starb vor zwei Jahren 16jährig.

Aufschlussreich ist, dass Pudel und Wölfe relativ leicht aneinander zu gewöhnen waren. Selbst erwachsene Pudel und Wölfe, die in ihrer Jugendentwicklung nur unter »ihresgleichen« waren, lernten, miteinander auszukommen. Wölfe und Hunde haben eine Affinität zueinander, Verpaarungen zwischen ihnen sind einfacher zu erzielen, ihre Nachkommen sind fruchtbar. Verpaarungen zwischen Pudel und Wolf traten auch dann auf, wenn der Wildart

und der Hausform eine freie Gattenwahl ermöglicht wurde, wenn also mehrere Wölfe verschiedenen Geschlechts mit Pudelerüden und -weibchen zusammenlebten.

Für die Verhaltensanalysen wurden stets Wolfswelpen und Pudelpelpen zusammengebracht, gemeinsam aufgezogen oder sie wuchsen in gemischten Pudel-Wolf-Gruppen auf.

Ganz anders verhalten sich Goldschakalfähen (= Weibchen) und Pudelerüden zueinander. In erwachsenem Zustand wichen sie einander aus – es kam zu keinerlei Kontakten. Zieht man Jungtiere beider Arten gemeinsam mit der Flasche auf, so spielen die jungen Schakale in der Folgezeit überwiegend untereinander, meiden die kontaktfreudigen Pudel und wehren sie zunehmend ab. Diese Absonderungstendenz verstärkt sich also mit steigendem Alter. Goldschakale bilden mit Hunden keine soziale Gemeinschaft. Paarungen zwi-

schen beiden Arten kommen nur dann zustande, wenn Schakalfähe und Pudelhündin allein aufgezogen und gehalten werden, ihnen also keine Artgenossen zur Auswahl stehen. Die Nachkommen waren nur begrenzt fruchtbar, in der 3. Nachzuchtgeneration waren die Würfe sehr klein und genetische Defekte der Puschas häuften sich (Feddersen 1978).

Pudel und Wölfe also demonstrieren eine deutliche Affinität, wenngleich ihr Zusammenleben nicht unproblematisch war, wohl aufgrund der begrenzten sozialen Kommunikation der Pudeln (Feddersen-Petersen 2001); Pudeln und Schakale demonstrieren, dass sie zwei verschiedenen Arten angehören. Pudeln und Kojoten verhielten sich ähnlich (Hoffmeister 1988).

► Einige Ergebnisse anatomischer Vergleiche

Erwähnt sei noch, dass Goldschakale in vielen körperlichen Merkmalen dem Wolf und Hund gegenüber, die einander häufiger gleichen oder ähnlich sind, eine Sonderstellung einnehmen. Dieses gilt für Zahneigenarten, für Blutwerte und bestimmte Organengewichte, insbesondere das Hirngewicht (Herre und Röhrs 1990). Bei allen Haustieren kommt es zu einer Rückbildung des Gesamthirngewichts im Verhältnis zum Körpergewicht. Alle Haushunde liegen im Durchschnitt 30 % unter der Wolfsnorm. Anzunehmen ist, dass der Mensch bei der »Formung« der Haushunde unbewusst eine Auslese auf Tiere mit kleineren Hirnen getrieben hat – wohl weil diese beherrschbarer waren, sich ihm leichter unterordneten und sich so besser für ein Leben in Gefangenschaft eigneten. Den größten Teil der Hirnabnahme macht eine Verkleinerung des Vorderhirns aus. Besonders stark nehmen die den großen Sinnesorganen Auge, Ohr und Nase zugeordneten Hirngebiete ab. Ähnliches gilt

auch für jene Zentren, die auf Bewegungskoordination sowie Bewegungsintensität einwirken.

Goldschakale nun haben relativ zu ihrem Körpergewicht viel leichtere Hirne als Wölfe und ihr Hirngewicht liegt noch unter dem der Haushunde. Dieses ist ein Befund, der deutlich unterstreicht, dass der Schakal als Ahn der Hunde ausscheidet – eine Hirngewichtszunahme im Hausstand ist von keiner Tierart bekannt (Herre und Röhrs, 1990).

Verhaltensforschung an Kreuzungen

► Die Ausgangsarten

Auch ethologisch wurde die Stammarthenfrage am Kieler Institut für Haustierkunde unter relativ konstanten Umweltbedingungen der zu vergleichenden Arten/Kreuzungen untersucht. Dabei zeigte sich, dass Wölfe und Hunde über eine wesentlich komplexere und vielseitigere Kommunikation als Schakale verfügen. Weiter zeigen Goldschakale ein deutlich abweichendes Ausdrucks- und Sozialverhalten (Eisfeld 1965, Zimen 1971, Wandrey 1974, Feddersen, 1978). Die Verhaltensvergleiche erbrachten artkennzeichnende Unterschiede.

Erik Zimen untersuchte Wölfe und Pudeln vergleichend und fand heraus, dass bei den Pudeln viele der sehr feinen Ausdrucksformen der Wölfe »abgeflacht« und »vergrößert« auftreten. Erik beschreibt weiter die Unvollständigkeit von Handlungsketten beim Pudeln sowie quantitative Unterschiede im Auftreten gewisser Verhaltensweisen zwischen Wild- und Hausform. Diese Ergebnisse korrespondieren mit dem, was Konrad Lorenz über Verhaltensänderungen im Hausstand schrieb. Im Jahre 1942 stellte Lorenz heraus, dass bei Haustieren keine neuen Verhaltensweisen entste-

hen, sondern dass diese im Vergleich zu ihrer Stammart folgende Änderungen aufweisen: 1. quantitative Veränderungen in der Reizproduktion bestimmter Instinkthandlungen, 2. Störungen der angeborenen Schemata und 3. Auseinanderfall zusammengehöriger Instinkthandlungen. In den folgenden Kapiteln werde ich auf diese Punkte eingehen. Festzuhalten ist, dass Hunde im Verhalten grundsätzlich Übereinstimmung mit dem Wolf aufweisen. Wolf und Hund verfügen beide über ein sehr vielseitiges, variables Verständigungsrepertoire. Darunter sind in erster Linie Mimik, Körpersignale und die Lautsprache zu verstehen. Domestikationsbedingte und durch Zucht erwirkte Reduktionen im optischen Ausdruck werden bei den meisten Hunderassen und Hundeformen jedoch mehr oder weniger ausgeprägt durch einen häufigen Einsatz wesentlich variablerer und auch neuer Lautäußerungen kompensiert (s. S. 136 ff.), ein Beleg dafür, dass nicht allein quantitative Verhaltensverschiebungen, sondern auch qualitativ neue Merkmale in der Domestikation auftreten können. Selbstverständlich spielt gerade bei den Caniden auch die olfaktorische (= geruchliche) Verständigung eine große Rolle.

Entsprechend ihrem vielseitigen Ausdrucksrepertoire unterhalten sowohl Wölfe als auch Hunde recht vielfältige Beziehungen. Diese entwickeln sich im Zusammenleben in größeren Gruppen, in Rudeln. Der Wolf und seine Hausform sind ausgesprochen sozial lebende Tiere. Dabei soll dieser Begriff keineswegs positiv getönt verstanden sein, wie innerhalb der menschlichen Gesellschaft, sondern er besagt zunächst einmal lediglich, dass sozial lebende Tiere Arten sind, bei denen das Sozialverhalten einen Großteil des Gesamtverhaltens ausmacht; das gilt also für gesellig lebende Tiere. Die Funktion

der Gruppe, die durch aufwendige Verhaltensmechanismen ihrer Mitglieder entsteht und aufrecht erhalten wird, dient dabei eindeutig dem Individuum und dessen Fitness. Dieses gilt auch für altruistisches Verhalten.

In Wolfsgruppen profitieren alle Mitglieder vom ausgeprägten Sozialverhalten, welches fein verzahnt aufeinander abgestimmt ist. Sie arbeiten zusammen, sie tragen Konflikte aus mit Tieren, die dann wieder Kooperationspartner sein können. Es gibt besondere Beziehungen, Freundschaften. Bindungsverhaltensweisen zwischen bestimmten Tieren sind wichtig für die Etablierung und Aufrechterhaltung der sozialen Gruppe (S. 308 ff.). Unter Hunden läuft Gruppenverhalten, vorsichtig verallgemeinert (es gibt Ausnahmen), reduzierter und weniger angepasst an die Kooperation wie Konkurrenz ab. Hier nutzt die Gruppe überwiegend nicht jedem Mitglied, das Gegenteil scheint oft der Fall zu sein. Für die meisten bislang in Gruppen untersuchten Hunde wird sehr deutlich, dass die Mechanismen der Gruppe sie überfordern, mehr oder weniger ausgeprägte Stressoren bieten. Verhaltensausfälle wie -vergrößerungen und immer wieder die große Affinität zum Menschen, der dem Artgenossen gegenüber bevorzugt wird, konnten registriert werden (S. 108 ff.).

Wölfe leben und jagen in Familienverbänden, in sozio-genetischen Einheiten, in Rudeln. Hunde tun dies in sehr unterschiedlicher Weise, wenn sie Gelegenheit dazu haben. Etliche Rassen scheinen nicht mehr in der Lage zu sein, eine Rudelhierarchie zu etablieren und aufrecht zu erhalten. Ihr Familienverband ist ja normalerweise die Menschenfamilie. Menschen wurden wichtige Sozialkumpane, sie ersetzen ihnen die Artgenossen nicht. Zu denen bestehen andere Beziehungen, wenn Gelegenheit dazu ist. Die Zuchtinstanz

Mensch hat das Sozialverhalten von Hunden tiefgreifend verändert.

Wenn richtigerweise der Wolf als Referenzsystem herangezogen wird, um hundliches Verhalten zu verstehen, so muss stets klar sein, dass ein schlichtes Extrapolieren des Wolfsverhaltens (wild lebender wie in Gehegen gehaltener Wölfe) auf den Hund fehlerhaft und unstatthaft ist. Wölfe helfen, die hundlichen Verhaltensveränderungen zu erkennen – in sorgfältig angelegten Untersuchungen, die die Reaktionen auf definierte ökologische Gegebenheiten peinlichst berücksichtigen –, und sie ermöglichen, hundliches Verhalten grundsätzlich einem funktionalen Verständnis zuzuführen. Vom Rudel in die Familie gedacht, ergibt ein wirres Bild, führt zu keinen fundierten Erkenntnissen.

Zwischen dem Hund und seiner Menschenfamilie kann es zu ausgesprochen guter Verständigung, ja beidseitigem Verstehen und sehr enger Bindung kommen. Das Zusammenleben von Mensch und Hund ist sehr alt, war Änderungen unterworfen, in Abhängigkeit von den Formen menschlichen Lebens, und es hat sich bis heute insgesamt gesehen überaus bewährt. Voraussetzung dafür war sicher eine vergleichbare soziale Organisationsform bei Mensch und Hund.

Andererseits hat sich unser Leben sehr gewandelt, ist die Menschen- wie Hundedichte in Städten zum Teil extrem geworden, fehlt etlichen Menschen auch der »natürliche, entspannte« Zugang zu Hunden. Auch Menschen, die sich kundig machen, sinnvolle Fortbildungen besuchen und bestrebt sind, ihren Hund tiergerecht in die Familie einzufügen, ihn zu trainieren oder einfach mit ihm zu leben, fehlt sehr häufig die Intuition, eine ausgeglichene »Normalität« im Umgang mit Hunden. Dieser wird hingegen sehr »kopflastig« und nicht minder ehrgei-

zig betrieben. Kann man Hunde heute, so wie wir leben und uns sehen, unser Leben organisieren, überhaupt noch annähernd tiergerecht halten? Der Frage wird nachzugehen sein.

Die Caniden bieten uns ein Modell für die Ausbildung verschieden hoch organisierter sozialer Systeme: Man findet bei ihnen alle Abstufungen von solitärer bzw. paarweiser Lebensform (*Canis aureus*), m.o.w. stabilen Familiengruppen (*Canis latrans*) bis hin zu hoch sozialer Lebensweise (*Canis lupus*).

Beobachtet man Haushunde in größeren Gruppen, wie sie beispielsweise im Tiergarten des Instituts für Haustierkunde lebten und leben (Deutsche Schäferhunde zur Zeit), so lernt man, wie sich durch vielfältige Beziehungen der Tiere untereinander eine soziale



Juveniler Deutscher Schäferhund in engem Kontakt zum Menschenpartner

Hierarchie entwickelt, ein Sozialverband, in dem die einzelnen Mitglieder ganz bestimmte Rangpositionen und damit verbundene Freiräume und Möglichkeiten haben. Innerhalb eines Wolfsrudels sind diese wesentlich feiner abgestuft, entsprechend der subtileren »Sprache« der Wildtiere, dennoch sind Wild- und Hausform im Sozialverhalten prinzipiell relativ ähnlich. Auf



Deutsche Schäferhunde, die seit nunmehr sieben Jahren in den Kieler Gehegen eine soziale Gruppe bilden.

Ausnahmen, die einige Hunderassen bilden, komme ich an anderer Stelle zurück.

Goldschakale leben nicht in Rudeln, sondern überwiegend paarweise zusammen, je nach ökologischen Gegebenheiten auch in Kleingruppen. Sie zeigen dabei eine ausgeprägte Partner-»treue«, sie sind monogam. In der Literatur wird über frei lebende Schakalpaare berichtet, die über einen Zeitraum von bis zu sieben Jahren gemeinsam beobachtet wurden, was unter den Bedingungen der freien Wildbahn etwa einem Schakalleben entspricht. Die Regel ist, dass weibliche Jungtiere über die nächste Paarungszeit der Eltern hinaus bei diesen bleiben und sie bei der Aufzucht des neuen Wurfes unterstützen. So entstehen Familiengruppen. In diesen Kleingruppen entwickeln sich Rangordnungen. Durch zunehmende Aggressivität der Eltern den Nachkommen gegenüber entfernen sich diese bald aus dem Familienverband, so dass sich keine größere Gruppe bildet. Das Entfernen wird als Dispersion bezeichnet (Moehlmann 1983, 1996).

Das Ausdrucksverhalten der Goldschakale steht im Einklang mit ihrer

weniger sozialen, mehr solitären (= einzelgängerischen) Lebensweise. So verfügen Schakale über weniger Signale zur Kommunikation, wodurch gleiche Zeichen in unterschiedlichen Ausdrucksfolgen gehäuft auftreten. Dadurch wirken Goldschakale im Ausdruck relativ stereotyp. Hinzu kommt, dass viele der optischen wie akustischen Signale arttypisch für den Schakal sind, also dem Wolf wie den Haushunden in entsprechender Ausprägung fehlen. So ist der Drohausdruck des Hundes dem des Wolfes weitaus ähnlicher als der relativ einfachen Drohgeste des Schakals. Mimisches Hauptausdrucksmittel ist bei diesem ein breites Kieferauffreißen, ein Zeichen, das als Komponente des Drohausdrucks weder bei Hunden vorkommt noch für den Wolf beschrieben wird.

Auffällig ist weiter, dass beim Schakal Angriffs- und Abwehdrohen, also zwei in ihrer Aussage gegensätzliche Informationen, sehr ähnlich übermittelt werden. Eindeutig wird der jeweilige Ausdruck durch ein einziges mimisches Element: die Mundwinkelbewegung. Der überlegene, dominante Schakal macht beim Maulaufreißen